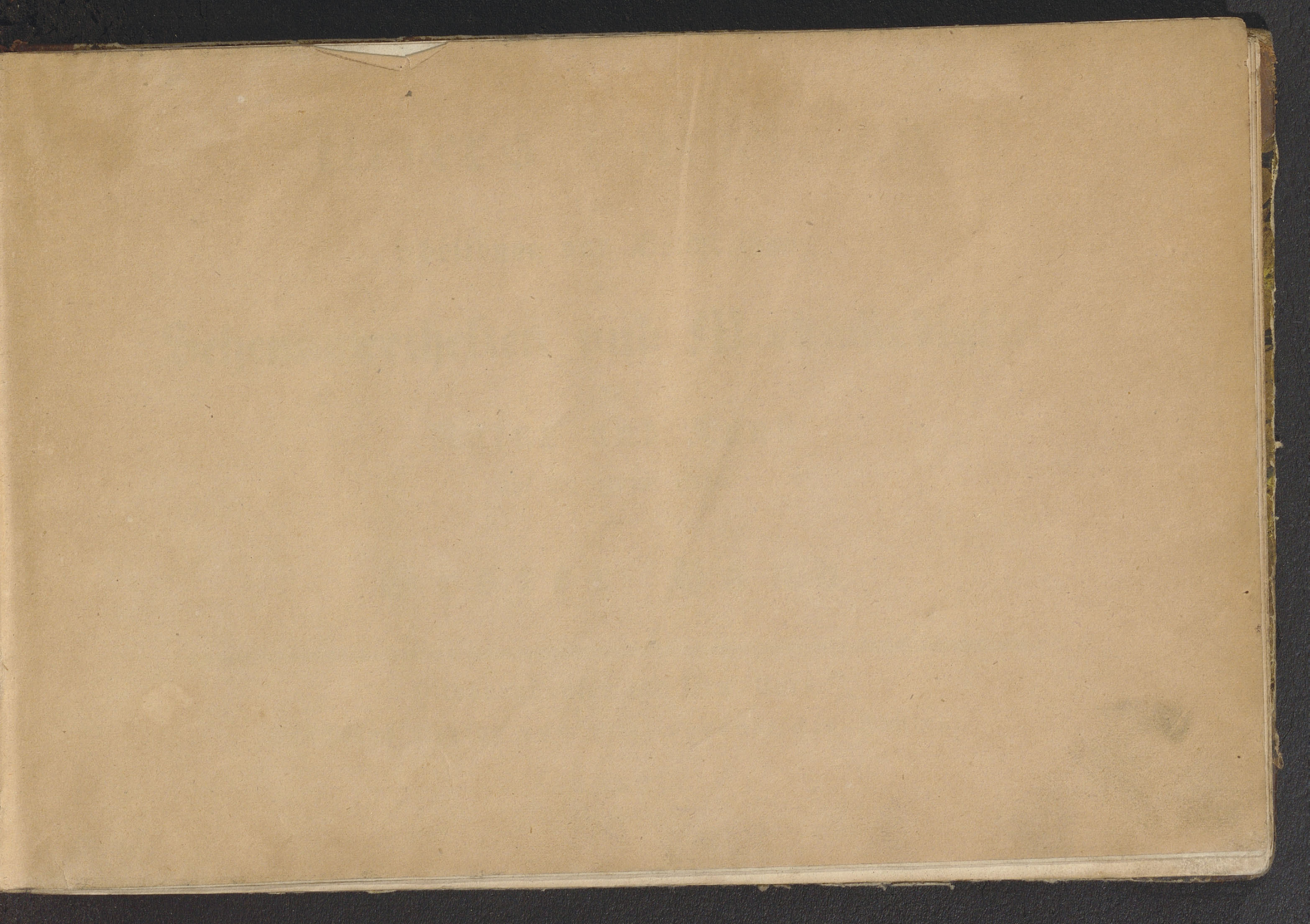
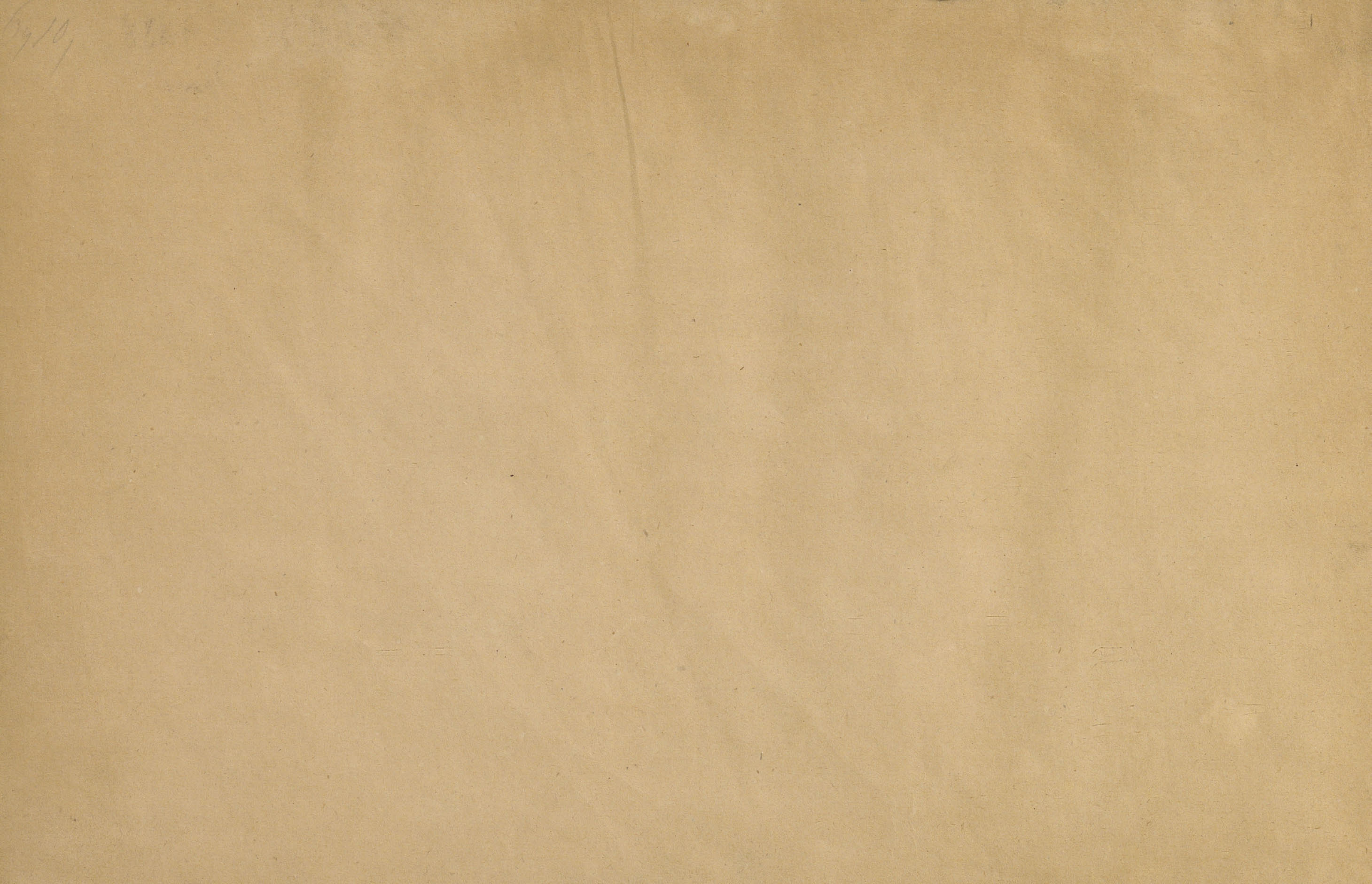

Biblioteka
U. M K.
Toruń
59838





Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Erster Band.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1833.





St. Markusplatz in Venedig

I. Der Sankt-Markus-Platz in Venedig.

Staunen und Bewunderung erschüttern den Fremdling, der zum erstenmale des Ozeans Roma — Venedig — sich nähert. Sich in die Feen- und Mährchenwelt versetzt glaubend, sieht er aus den spiegelnden Wellen mächtige Kuppeln und Dome sich erheben, riesige Säulen und schlanke Thürme, Palläste und Kirchen, zahllos und prachtvoller, als eine morgenländische Phantasie sie sich denken kann.

Aber nicht die Herrlichkeit der Bauwunder Venedigs allein ist's; nicht allein ist's die Betrachtung der Kühnheit des Geistes, welche den Menschen inne wohnen mußte, die den Gedanken fassen konnten, für die gigantesken Schöpfungen der Architektonik den Grund des Meeres als Bauplatz zu wählen; auch nicht die Betrachtung der Unermeßlichkeit des Reichthums ist's, welcher die Ausführung solcher Entwürfe möglich machte: mehr als alles dies ist's die Erinnerung an die Lebensschicksale des Volks, das alle diese Wunder vollbracht hat, was in Venedig die Seele des denkenden Beschauers so mächtig ergreift. Wenn er die Wäsche der Bettler trocknen sieht auf Balkonen von Erz und zwischen marmornen Fenstersäulen, wo er Reichthum und Schönheit erspähete, hinter gebrochenen Scheiben, in Lumpen erblickt des Elends Gestalten: — so fragt er sich wohl, über die grellen Gegensätze erschrocken: Was war damals, als diese Dome sich wölbten und man dieser Marmorpalläste Grundsteine in den Busen der Wogen versenkte: — was war damals Venedig? — Groß und mächtig, antwortet die Geschichte, führte die stolzeste und an allen Tugenden des Gemeingeistes reichste der Republiken in ihrer starken Hand den Dreizack, den, ihr längst entwunden, jetzt die hohe Brittania trägt: — Herrscherin über alle Meere, des Welthandels Herrin, schüttete dieser in ihren Schooß die Reichthümer der Erde aus. Die schönsten Länder unsers Welttheils, Griechenland, Dalmatien, Cypern und Candia; des Orients herrlichste und reichste Küsten waren ihr Provinzen, das kaiserliche Byzanz selbst anerkannte sie einst als Herrin, und des Abendlandes mächtigste Könige suchten ihren Schutz und ihre Hülfe. Ihre Flagge führte die zahllosen Schaaren des heiligen Kreuzes an des gelobten Landes Küsten und unter ihrem Banner entschied sich oftmals im verzweifelten Kampfe für die Christen der Sieg. Und als der blinde Eifer für's Kreuz erkaltete und im Orient sein Glanz erlosch vor dem bereits in dreien Welttheilen herrschenden Halbmond, da war's Venedig, das den ungleichen Kampf, mit mehr Heldenmuth als Klugheit, noch

Jahrhunderte lang gegen den Islamismus und auch dann noch bestand, als schon Vasco de Gama und Columbus dem Welthandel neue Bahnen gewiesen, die Reichthümer, die er giebt, in andere Canäle geleitet hatten! Und nie vielleicht hätte Venedig seine Macht nach außen verloren, hätte es seine Freiheit im Innern sich zu bewahren gewußt. Jene sank erst dann, nachdem diese untergegangen und der Bürger Sklave geworden war einer enggeschlossenen Erbaristokratie (der im goldenen Buche eingezeichneten Familien der Nobili); nachdem die freieste Verfassung, gestürzt worden durch den verschwornen Adel und die Republik nach und nach ausgeartet war in einen Bund von 1000 kleinen Tyrannen, welche, stolzer und reicher als Könige, für die verlorne Macht in der Fremde Entschädigung suchten durch Tyrannei im Innern und einen Despotismus über ihre Mitbürger übten, gräßlicher und treuloser als je ein Machiavell ihn für Könige erdacht oder ein Caligula oder Tiber ihn geübt haben. Wer kann sich, ohne Verachtung und Abscheu zu fühlen, erinnern dieses Systems der vollendetsten Aristokraten=Tyrannei, erzeugt in der Wiege der Freiheit und aufgezogen an ihren Brüsten!

In dem an Heroen des Bürgersinns, des Kriegs, der Staatsweisheit, der Wissenschaft und der Kunst so überreichen Venedig sehen wir fortan die Adelsgewalt mit mehr Schrecken ausgerüstet, als je die eines Alleinherrschers umgab; wir sehen da die erbarmungsloseste Schreckensherrschaft aufgerichtet, welche, oft ihre eigenen Glieder zermalmend, mit eiserner Faust den wankenden, in seinen Grundfesten morschen Staat noch für ein paar Jahrhunderte zusammen hält; wir sehen hervorgehen aus ihr jene verachtungswürdige Politik, welche die Erhaltung des Friedens nach Außen um jeden Preis als obersten Grundsatz bekannte; sehen die Aristokratie ein volles Jahrhundert lang, feig und niederträchtig, markten mit den fremden Mächten um die elende bloße Fristung des Staatslebens während sie nach Innen dessen Erhaltung auf die Erfolge der Angeberei und der Spionage, auf die Furcht vor heimlichen Gerichtshöfen und Hinrichtungen baut, auf die Schauer der Seufzerbrücke und jener Bleikammern, in denen man die Opfer, die die Feigheit nicht mehr zu morden wagte, Jahre lang sterben ließ. — Wir erinnern uns endlich, aus der Zeit gänzlichen Sittenverfalls, jenes Saals, wo die ehrlosen Nobili's, acht Hundert an der Zahl, nachdem sie sich das Privilegium des Hazardspiels zugeeignet, täglich in der Robe der Senatoren und Gesetzgeber an achtzig Spieltischen sich den Plebejern stunden= und tag= weise vermietheten als feile, schimpfliche Werkzeuge der verächtlichsten Leidenschaft; jenes denkwürdigen Augenblicks, wo, als diese sittenlosen, stolzen, feigen Bürger=Tyrannen, äußere Gefahr durch Demüthigungen abzuwenden lange gewohnt, vor dem großen Corsen krochen und die Respektirung des Gebiets der Republik — erbettelten, vergebens erbettelten; jener letzten Senatsversammlung, als der Doge, — auf die Nachricht, die Franzosen blockirten den Hafen, — jammernd ausrief: O die Kanonen werden uns noch heute Nacht im Schlafe stören! Und er, diesem Unglück zuvorzukommen, dem Senat zur Unterwerfung an die Franzosen, ohne einen Schwerdtschlag zu versuchen, rieth und — mit Erfolg

rieth. — Wir erinnern uns, wie dann das herrliche Venedig wie eine schlechte Waare aus einer Hand in die andere ging; wie um dasselbe gefeilscht wurde von dem und jenem fremden Fürsten; wie man es verkaufte und wieder erhandelte und seine Nobili's, deren Vorfahren sich Königen gleich geachtet, binnen achtzehn Jahren willig und ohne nur zu murren drei fremden Fürsten nach einander den Unterthaneneid schworen! Und wenn man, voll dieser Erinnerungen, dann dieses Venedig betrachtet mit seinen modernden Pallästen, wo einst Crösusse wohnten, und jetzt oft die Armuth haus't in Schmuz und Elend; — die weite, dem Meere entstiegene, verfallende und doch noch so über Alles prachtvolle Stadt mit ihrem Gewimmel von Domen und Kuppeln und Thürmen, Säulen und Zinnen, mit ihren 500 Kanälen und Brücken, während schon ganze Straßen menschenleer geworden, und viele Meerarme, die oft sonst die Schiffe nicht alle fassen konnten, verschlämmt und nur noch von einsamen Gondeln durchschnitten: so erscheint uns das neue Carthago, das in seiner Blüthe ¼ Million Einwohner faßte, und jetzt kaum 90,000 noch zählt, wie ein ungeheures Grabmal, und wir erinnern uns der Worte Byrons:

Noch sieht Sankt Markus seinen stolzen Leu,
Wo sonst er stand, ein Spott und Hohn jetzt! — stehen.
Hoch über des Pallastes ehern Thor,
An dem einst Fürsten oft demüthig harrten,
Und dessen Pracht die Kön'ge neideten,
Der Republik nicht mehr gefürchtet Zeichen,
Ha! wo der Deutsche bat — da stampfet jetzt
Der Deutsche; und des Herrschers Fuß
Tritt jetzt den Nacken vor deß Haupt in Staub
Ein Kaiser lag. — So wechseln die Geschicke. —
Berühmte Reiche schrumpfen zu Provinzen
Und Nationen schmelzen vom Zenith
Der Macht im Sonnenschein des Glückes bald; —
Und donnernd dann, Lavinen gleich in Alpen,
Im Sturze unaufhaltsam, wälzen sie
Sich in das Thal der Schmach und des Verderbens.

Das Bild vor uns führt den Betrachtenden in die Mitte Venedigs — auf den herrlichen Sankt Markus-Platz (PIAZZA DI SAN MARCO). Das große Viereck, welches er bildet, umschließen die merkwürdigsten und schönsten Werke der Baukunst. Gerade vor uns sehen wir die prächtige Kirche des heiligen Markus, mit ihren Domen und Kuppeln,

eher einem indischen Tempel, oder einer arabischen Moschee ähnlich, als einer christlichen Kirche; rechts das ungeheure PROCURATORIO NUOVO, ein Werk des größten Architekten Venedigs (SANSOVINO) erbaut in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Zeiten der Republik Sitz der Obergerichte, unter Napoleon Residenz des Vicekönigs von Italien, jetzt ein kaiserlicher Pallast, und als solcher fast unbewohnt und öde. Links erhebt sich ein prachtvoller Pallast in fast gleichem Styl und nicht weniger groß: — das PROCURATORIO VRECCHIO, jetzt die Wohnung von Privaten und Staatsfunktionarien. Das Erdgeschoß dieser Riesenbauten öffnet sich gegen den Platz hin in Arkaden. Diese sind durch einen die Westseite der PIAZZA begränzenden von Napoleon vollendeten prächtigen Bogengang mit einander verbunden.

Niemand, — oder ihm müßte die Bildungsgeschichte der Menschheit fremd sein! — kann ohne tiefen, gewaltigen Eindruck den Markusplatz betreten. Er steht im Mittelpunkte der einst so mächtigen Republick, in derem Schooß die größten Bildungsmittel der Menschheit, Schiffahrt, Literatur und Kunst, die üppigste Pflege erhielten. Von ihm aus sieht er den Pallast des Doge mit seinen Bleikammern, Seufzerbrücke, Kerkern und daneben jene berühmte Bibliothek, in welche die Schätze der alten Literatur sich flüchteten, — jene Manuscripte, welche, durch die Buchdruckerpresse ein Gemeingut der Welt geworden, für alle Zeiten den menschlichen Geist zu erleuchten, zu bilden, bestimmt sind. Er steht auf der großen Börse, welche Jahrhunderte lang die Kaufleute aller Welttheile versammelte, von der aus der Welthandel Leben und Bewegung erhielt. Er hat den classischen Boden Venedigs betreten, auf dem sich die wichtigsten Ereignisse des 1300jährigen Freistaats zusammen drängen, den Ort, wo die Macht der Republik ihre Schaugepränge entfaltete; er sieht den fürchterlichen Löwen noch, aus dessem Rachen an jedem Morgen die Zettel gesammelt wurden, auf welchen Patriotismus manchmal, öfterer Tücke und Verrath die geheimen Anklagen vor das Schreckenstribunal der „Zehne" brachten; er ist an dem Ort, wo Frieden oder Freundschaft suchende Gesandten fremder Völker und Fürsten von den Repräsentanten der stolzen Republik empfangen, besuchende Könige von ihnen gastlich begrüßt wurden. Hier wurden die neu erwählten Dogen von den Senatoren dem Volke vorgestellt; hier wurden die Bluturtheile der Tribunale vollstreckt, und hier war's, wo in Zeiten innerer Fehde die Parteien die zahllosen Opfer schlachteten; hier endlich war's, wo, im Fasching, sich die bunteste, tollste Lust im ergötzlichsten Wechsel zeigte, wo die Gaukler, Marktschreier und Beutelschneider ihre freie Kunst trieben; wo der Venetianer seine eigenthümlichsten Freuden zu suchen seit einem Jahrtausend gewohnt war. Noch ist der Markus-Platz der Ort, der am meisten besucht ist, auf dem sich Jeder ergeht, der, des Schaukelns der Gondeln müde, sich nach festem Tritt auf festem Boden sehnt; aber — es ist jetzt todt dort im Vergleich gegen das bunte, fröhliche Gewimmel der Vorzeit. Das Leben der Venetianer ist einsamer geworden in dem Maaße, wie Venedig selbst verödet und seine Bevölkerung sich mindert. —

Wir verlassen den Sankt Markus-Platz, um die Kirche zu besehen, die ihm den Namen gab. Nächst der Peterskirche ist sie der berühmteste christliche Tempel der Erde. In ihr sind die Gebeine des Evangelisten Markus bewahrt, die Gegenstände der eifrigsten Verehrung und das Ziel unzähliger Wallfahrer aus allen Theilen der Welt. Erbaut in den Jahren 976—1071, ist sie ein Muster der sonderbarsten Mischung der griechischen und morgenländischen Baukunst. Die herrlichsten Bildwerke des Alterthums (wir nennen nur die berühmten vier antiken, colossalen Pferde, welche, unter einem Bogen über dem Haupteingang, auch auf unserm Bilde sichtbar, aufgestellt sind), zahllose Säulen, Basreliefs 2c., sind mit einer gleich großen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientalischem und saracenischem Geschmack aus den kostbarsten Stoffen zur Verzierung und Ausschmückung dieses Tempels verwendet worden. Schon beim Eintritt in denselben begegnet des Staunenden Auge nichts als Gold und Edelsteine, und der Fuß zaudert, den Agath, Lapis lazulis, Jaspis, Porphyr, Calcedon u. s. w. zu berühren, aus denen der Boden, zu seltsamen Formen und Figuren durch die Kunst der Mosaik vereinigt, zusammen gesetzt ist. Die Wände sind überall mit Goldplatten belegt, von denen sich, in Silber und farbigem Golde, Schnitzwerke in allerlei Gestalten, Vögel, Menschen, ganze Landschaften, Blumen aller Art, größtentheils von bewundernswürdiger Zartheit und Kunst, im bunten Wechsel erheben. Die ganze Decke ist Mosaik aus Edelsteinen und dem köstlichsten Marmor. Mitten aus diesem Raume, in bedeutender Höhe, wölben sich fünf Kuppeln, die mittlere größer als alle übrigen, getragen von 36 Säulen aus orientalischem Marmor. Unter diesen Kuppeln stehen fünf Altäre, strahlend von Edelsteinen und Gold, in welchen die Gebeine von Heiligen verschlossen sind. Der in der Mitte, der größte und kostbarste, bewahrt die Ueberreste des Evangelisten in einem Kasten von Gold, ausgelegt mit Rubinen, Saphiren, Smaragden und andern Edelsteinen der kostbarsten Art. Ueber dem Altar erhebt sich, auf Säulen von Parischem Marmor, ein Thronhimmel von Ophir, auf welchem die Geschichte Jesu, nach dem Evangelium St. Marci, in Byzantinischem Geschmack und halb erhobner Arbeit, höchst kunstvoll dargestellt ist. Hinter diesem Altar stehen 4 Säulen aus ächtem Orientalischen Alabaster, weiß wie Schnee und fast wie Glas so durchsichtig. Ausgegraben vor fast einem Jahrtausend in den Ruinen Jerusalems, schmückten sie einst, so erzählt der fromme Glaube, das Heiligste des Salomonischen Tempels.

Wir brechen ab. Wollten wir die Herrlichkeiten, welche dieses Haus für die Verehrung des Höchsten in sich schließt, alle beschreiben, so bedürfte es dazu eines ganzen Buches. Ohnehin haben wir der Beschreibung dieses Bildes mehr Raum gewidmet, als im Plan dieses Werkes liegt; der Reichthum des Stoffes möge uns bei dem Leser entschuldigen.

II. Der grosse Canal (Canal grande) in Venedig.

Venedig hat keine Straßen wie die unsrigen. Statt des kothigen Pflasters drängt sich der krystallene Spiegel des Meeres zwischen die Häuserreihen, und statt des betäubenden Gerassels der Wagen hört man nur das Plätschern der Ruder. Die Gondel ist dort für Geschäfte, wie für's Vergnügen, sobald sie außer dem Hause gesucht werden müssen, die unentbehrliche Vermittlerin. Von den Freuden der Städter auf dem festen Lande, von Ausfahren und Ausreiten, von Landpartien machen, von Ergehen in Wald und Flur kann bei dem Venetianer keine Rede sein; seine größte TERRA FIRMA ist der Sankt Markus-Platz; — will er den nicht auf- und abschreiten, so muß er seine Zuflucht zur Gondel nehmen und er fährt entweder in den Lagunen — oder, wenn er sich nicht weit vom Hause entfernen will, in den Straßen der Stadt (auf den Canälen) spazieren. — Am liebsten besucht er den Canal grande (den großen Canal), der, zwei hundert Fuß breit, von einer unabsehbaren Reihe großer Palläste eingefaßt ist, welche die prächtigste Straße in der Welt bilden. Der Stahlstich vor uns ist nach einer an der pittoreskesten Stelle des Canals — neben dem herrlichen Balbipallaste (auf dem Bilde das erste Gebäude links) aufgenommenen Zeichnung. Dieses Gebäude, welches in Pracht der Ausführung, an Adel und Reinheit des Styls seines Gleichen sucht, ist ein Werk der größten Architekten Italiens — Palladio's. Es gehört der Familie Balbi, einem in den Annalen Venedigs eine große Rolle spielendem Geschlecht an, welches der Republik mehrmals aus seiner Mitte das Haupt gab. An diesem Canale hatten die Familien des goldenen Buchs (die Nobili) ihre Wohnungen der Pracht. — Jetzt sind viele dieser Denkmäler eines unermeßlichen Reichthums und Luxus der Aufenthalt des Elends, die Familien ihrer Erbauer sind zum Theil ausgestorben, oder sie wanderten aus, oder verarmten; manche Palläste stehen leer, andere verfallen. Der verwüstende Einfluß der Zeit, der Wellen und der Verödung wirkt hier zusammen, die Zerstörung der stolzesten Menschenwerke um so schneller zu vollenden. —



S. Prout del. — Stahlstich von Fried. Geissler. Mbg.

AUF DEM GROSSEN CANAL
in
VENEDIG

Druck u. Verlag vom Bibliographischen Institut z. Hildburghausen





III.



BAD EMS

AUF DEM WEGE NACH NASSAU.

III. Bad Ems.

In dem tiefen, romantischen Thale der Lahn, zwei Stunden von Coblenz, liegt ein kleiner, schön gebauter Flecken. Hoch über ihn thürmen sich, zum Theil bewaldete, zum Theil kahle, Berg- und Felsenwände auf, und zwischen ihnen und dem rauschenden Strome sucht der menschliche Fleiß vergebens Raum für seine Thätigkeit. Es ist eine der engsten Stellen des Thals — und billig würde der Wanderer fragen, warum man gerade diese tiefe Schlucht zum Bauplatz erwählt habe, wüßte er nicht, daß es die Nymphe einer der berühmtesten Heilquellen der Erde sei, deren Laune ihn anwieß. — Ems, der Badeort, besteht aus etwa achtzig, meistens geschmackvoll gebauten Häusern, die sich längs dem rechten Ufer der Lahn, an steilen Gebirgswänden hin lagern. Sie bilden eine einfache, fast sichelförmige Reihe, oft durch Baumgruppen getrennt und vom Flusse nur durch einen gepflasterten Weg geschieden. Die schönste Ansicht giebt der Flecken an seinem westlichen Ende, vom Nassauer Wege, wo den Blick das von Thüngensche Schloß (auf unserm Bilde das vierthürmige Gebäude links) mit seinen Gartenanlagen das Auge fesselt. Einen angenehmen und überraschenden Eindruck machen mehrere Weingärten, welche sich an den sonnigen Theilen der nächsten Berge weit hinanziehen, und einzelne Kornfelder, welche mehrere ihrer Gipfel krönen; — denn sie zeugen von der Macht des menschlichen Fleißes, auch der unwirthbarsten Natur noch reiche Gaben zu entlocken. Den Blick das Lahnthal hinauf begrenzt eine Schiffbrücke, welche in der Gegend des sogenannten Kurhauses beide Ufer mit einander verbindet. —

Der Ruf der Emser Heilquellen reicht bis in's graueste Alterthum. Römische Münzen und Gräber, Ueberreste römischer Mauern, hier aufgefunden, beweisen, daß die alten Welteroberer sie schon kannten und benutzten. Der Fels, welcher das Laboratium zu verbergen scheint, in dem die Natur das Heilwasser bereitet, ist ein Thonschiefergebirge, welches eine silberhaltige Blei-Erzniederlage und Kupfererze enthält. Die Quellen, deren sechzehn gefaßt sind, von welchen aber eine große Menge mehr, selbst im Lahnbette, hervorsprudeln, sind sämmtlich warm, jedoch verschiedener Temperatur, von 19—44° nach Reaumur. Die stärksten Quellen sind die im ehemals hessendarmstädtischen Hause. Unter den Bädern, die alten und neuen, die landgräflichen, die Bubenquelle, das Rondel- und das Fürstenbad ist das letztere höchst prachtvoll eingerichtet und im edelsten Styl ganz aus inländischem Marmor aufgeführt. Dieß ist der Ort, der, während der Badezeit, oft einen großen Kreis von Monarchen und Fürstinnen der Erde friedlich unter einem Dache versammelt.

Die Wasser gehören zu der Gattung der alkalisch-salinischen. Sie sind heilsam bei Lungenübeln, Krankheiten der Verdauungsorgane, gichtischen und rheumatischen Beschwerden, und den aus Entnervung entstehenden Leiden. Ihre Wirksamkeit gegen weibliche Krankheiten hat sie längst berühmt gemacht. Badezeit von Juni bis August.

Die herrliche, bald wilde, bald liebliche Natur in der Gegend giebt den das Bad Besuchenden Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Lustpartien, zu Fuß und zu Esel; Pferde sind wegen der Steilheit der Gebirge nicht anwendbar. Die schönsten, am häufigsten besuchten, Punkte sind: Drausenau, ½ Stunde entfernt, im Lahnthale aufwärts, mit Mineralquellen; ½ Stunde im Thale weiter hinauf, Nassau, mit höchst reizender Umgebung und der alten Burg Hartenstein; — die Silberhütte (1½ Stunde fern) in wild romantischer Lage, mit der Silberschmelze und den Pochwerken; — die Sporkenburg, eine verfallene Veste mit einem mehrstimmigen Echo; — die Markusburg, ein festes Schloß, noch als Staatsgefängniß benutzt, mit den barbarischen Einrichtungen des Alterthums: der Folterkammer rc. — Unter den Spaziergängen in der unmittelbaren Nähe des Bades sind der Henriettenweg und der nach der Mooshütte die lohnendsten. Letzterer ist sehr steil — führt auf in die Felsenmassen gesprengten Treppen eine unerklimmbare Wand hinan, von der man, auf hohen Felsenabsätzen, schauerlich-schöne Blicke in's tiefe Emsthal genießt. Jenseits der Lahn, am Spießberge, ist die sogenannte Hundsgrotte, deren Ausdünstung, ähnlich der bei Neapel, jedes sie betretende Wesen betäubt.

IV. Ansicht von Rom.

Die Gegend um Rom ist öde und einsam. Dem Wanderer scheint's, als habe die Natur dort alles dem Menschen überlassen und als habe der Mensch, nach Aufrichtung der Werke seines Ruhms, das Land geflohen. Es ist ihm als müßten's Wesen höherer Art gewesen sein, jene Menschen, sieht er den armen Bewohner der Campagna träge umherschleichen auf den baumlosen Felde, von dem sich, wie riesige Gespenster, Säulen erheben und Bautrümmer, Cyklopenwerken ähnlicher als Werken von schwachen Sterblichen. Beklommener Gefühle voll späht sein Auge am Horizont — da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes über eine Wolke von Rauch und Dünsten! — Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikansberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau der neuen Roma, der Christenheit herrlichster und heiligster Tempel, steht entschleiert vor seinem Auge!



ROM



Dort ist das Ziel der zahllosen Pilgerschaaren, die seit anderthalb Jahrhunderten sich hier aus allen Theilen der Erde versammeln, um Ruhe und Trost zu suchen im Gebete und in frommen Uebungen. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und jener standhaften Bekenner der Lehre des Weltheilandes trank, welche die Bosheit der Götzenpriester und die Verblendung des Volks und der Fürsten als Märtyrer für die ewige Wahrheit schlachteten. — Das Kastel von Sankt Angelo (die Engelsburg), über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Augustus erbaut, wird zunächst sichtbar, und ruft jene ereignißvolle Zeit in's Gedächtniß, wo das Haupt der christlichen Kirche noch blutige Kriege führte mit fremden Völkern und Königen, und der römische Bischoff mit seinen Priestern, in Stahl gekleidet, Schlachten zu schlagen und sich hinter Wällen und Schanzen in seiner Burg gegen innere und äußere Feinde zu wehren hatte. Hoch oben über der Burg schwebt der güldene Engel — das Erinnerungszeichen an die wunderbare Errettung des belagerten Gregors des Großen durch, wie uns die Legende erzählt, die Macht der Heerschaaren des Himmels. Bald steigen nun das Colosseum, dann die übrigen großartigen Bautrümmer des alten Roms, auf derem Schutt das neue sich ausbreitet, dann die Paläste des letztern am Gesichtskreise herauf. Rom ist enthüllt, und der Wanderer steht und staunt des vor ihm nun völlig entfalteten grandiosen Gemäldes.

Und schöner und immer schöner wird die Fernsicht. Das Auge irrt nicht mehr bahnlos und müde in der weiten, endlosen, öden Campagna, die mit ihrem dürren hohen Gras einem großen Friedhof ähnelt, umher, vergebens einen Ruhepunkt suchend; es gleitet schnell über die Wüste hinüber auf die thurm= und domreiche Siebenhügelstadt, hinter der, glänzend und in malerischen Formen, die berühmten, vom Arno durchrauschten, Hügel und Wälder emporschwellen, in denen die Gebieter der Welt einst die Freuden des Landlebens und der Natur aufsuchten; jene Hügel, welche mit Marmorpalästen, Gärten und Parks bedeckt waren. Südlich erhebt sich der albanische Berg (jetzt MONTE CAVO) so grün und schattig noch wie damals, als seine Haine den prachtvollen Tempel des Jupiter Latialis verbargen. Seitwärts erhebt sich der Hügel, an dem sich die Paläste und Gärten Fraskati's lehnen, wo einst Tusculum stand; und weiter östlich wölben sich terassenförmig die Sabinischen Hügel, und hinter ihnen die blauen Berge der Appeninen, die den Gesichtskreis sichelförmig umfassen.

Wenn, gesättigt von der großen und lachenden Fernsicht, der Wanderer den Blick wieder in die Nähe zieht, dünkt ihm die Oede ringsum nur um so trauriger. Kein Weiler, kein Dorf, keine Flecken beleben die Campagna; keine Haine oder blühende Gärten oder lachenden Felder erfreuen das Auge. Die verwitterten hohen Denkmäler aus alter Römerzeit ragen wie Grabsteine über die Steppe hervor, und verfallene Burgen oder Warten aus der Zeit des Faustrechts wechseln, je näher an Rom um so häufiger, mit eingestürzten Wohnungen, die schwachen Werke späterer Tage. Die einzelnen Hütten, die man hie und da antrifft, sie sind in einiger Entfernung gar nicht

sichtbar; denn, meistens den Trümmern alter Tempel und Paläste (vom Volk Casali genannt) eingebaut, und aus Bruchstücken von Säulen, Gesimsen und antikem Mauerwerk schlecht zusammengeflickt, sind sie selten durch ein Laubdach beschattet, das sie verrathen könnte, und die kleinen Maisfelder, welche sie umgeben, sieht man nicht vor dem hohen, riedigen Grase der Wüste. Bei den alten Römern war die Campagna das lachende Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Nach Strabo's und Plinius Zeugnissen herrschte hier die gesundeste Luft. Saatfelder, Haine, Landhäuser, Denkmäler (von derem einstigen Dasein eben die zahllosen Ruinen zeugen) wechselten mit einander ab, Dörfer und volkreiche Städte bedeckten sie, es war ein ununterbrochener Garten. Noch ist die Fruchtbarkeit des Bodens dieselbe; aber der menschliche Fleiß und die starke Willenskraft sind geflohen, und aus dem Eden der Römervorzeit ward unter der neurömischen Trägheit eine pestaushauchende Wüste. Die Seeen der Landschaft sind versumpft, und die Niederungen sind Moorgründe geworden. Die Milion glücklicher Einwohner, die diese Gegend einst faßte, sind verschwunden bis auf wenige Tausende in der Oede zerstreute unglückliche Wesen, welche im Sommer, wenn die Ausdünstungen der Sümpfe und stehenden Gewässer die Campagna, durch Erzeugung bösartiger Fieber, so gefährlich machen, nach Rom flüchten, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste, oder unter den Ruinen der Baucolosse der Alten ein Nachtlager suchen, oder die Spitäler bevölkern. — Im Winter weiden Schafheerden in dieser Einöde, welche Rom umgiebt. Während des Sommers, wenn der Tod den Hirten droht, werden sie auf die fetten Weiden der Appeninen getrieben. Nur die Rinderheerden, die halb wild in der Campagna umherlaufen, verändern ihre Weiden nicht. Ihre Hirten, — meistens Leute aus dem Gebirge, welche hoher Lohn in die römische Ebene verlockt, werden gemeinlich bald ein Raub des Todes, oder sie kehren zurück zu den Ihrigen, siech für immer.

Rom enthält in etwa 38,000 Häusern gegenwärtig 143,000 Einwohner, von denen der fünfte Theil von Almosen, 3 bis 4000 in den Spitälern und Gefängnissen leben. Es hat 81 Hauptkirchen, über 120 prachtvolle Paläste, — zum Theil öde stehend — über 30 Klöster, 1500 Geistliche (unter denen 30 Bischöffe) und nahe an 4000 Nonnen und Mönche. — Rom war und ist noch immer der Lieblingsaufenthalt der Ruhe und Lebensgenuß suchenden Reichen und Großen Europas. Alles spricht dort auf eine eigene Weise an. Das Klima — nur im Sommer unerträglich, und dann geflohen — ist 9 Monate des Jahres ein fortwährender Frühling; der Anblick der erhabenen Trümmer; die feierliche Größe und Pracht der Kirchen; das Riesige und Grandiose der Paläste; der feierliche Prunk der religiösen Gebräuche; die magische, fast schwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen; der ewige Wechsel in Genuß der herrlichen Kunstschätze, der Malerei und Skulptur aller Zeiten; der Reichthum der Erinnerung, die bei jedem Schritt neu geweckt wird: — alles dieß versetzt die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klarer als sonst irgendwo erkennt sie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unsterbliche, und gewinnt aus dieser Erkenntniß, Frieden und Befestigung für das ganze Leben.

So viel für heute. Die ewige Roma werden wir noch oft besuchen und ihre Wunder der Baukunst, ihre berühmtesten Denkmäler der Skulptur und Malerei später einzeln betrachten.





Stahlstich v. Bernhard Metzeroth.

ROM

Brücke u. Castell von St. Angelo, Peterskirche u. Vatican

V. Brücke und Castell von Sanct Angelo, der Vatikan und die Peterskirche in Rom.

Das vorhergehende Bild zeigt Rom als Fernsicht. Dieses versetzt den Betrachtenden mitten in die Weltstadt auf die der Tiber trübe Gewässer in fünf Bögen überspannende Brücke von Sankt Angelo.

Sie ist ein Werk römischer Vorzeit. Kaiser Hadrian, dessen Namen sie auch führte, ließ sie erbauen. Vor vierhundert Jahren stürzte ein Theil derselben ein und begrub 170 Menschen unter den Trümmern. Pabst Nicolaus V. erneuerte sie. Später verzierte sie Klemens IX. mit einer Ballustrade und den beflügelten Engelstatüen, nach welchen sie ihre jetzige Benennung erhalten hat.

Von dieser Brücke aus hat man eine höchst malerische Ansicht einiger der schönsten und colossalsten Bauwerke Roms. Rechts, in geringer Entfernung, erhebt sich die Engelsburg, (CASTELLO DI SAN ANGELO,) einst Hadrians berühmtes Mausoleum. Dieses Grabmal, das prachtvollste der Erde, hatte die Gestalt einer Rotunda. Seine Base ist ein, aus ungeheuern Granitblöcken zusammengesetzter, gleichseitiger Würfel, sechzig Fuß hoch und 280 Fuß lang an jeder Seite. Der runde noch vorhandene Hauptheil des Gebäudes mißt 640 Fuß im Umfang. Die Mauern waren von Innen und Außen mit orientalischem Marmor bekleidet und mit einem Kranze von majestätischen, vierzig Fuß hohen Säulen aus gleich köstlichem Gestein umgeben. Ueber diesen erhob sich wahrscheinlich ein zweites, später zertrümmertes Stockwerk ähnlicher Form und auf demselben ruhete eine runde, treppenartige Pyramide, jede ihrer Terrassen umsäumt mit den herrlichsten Bildwerken griechischer und römischer Kunst. Von der Spitze ragte zu den Wolken das colossale Standbild des Kaisers, dessen Asche tief unter ihr ein prachtvoller Sarkophag einschloß. Alle diese Herrlichkeiten sind längst verschwunden; die Verwüstungen der Barbaren, der Zeit und der Flammen haben nichts übrig gelassen, als das Mauerwerk, das der Ewigkeit zu trotzen gebaut scheint. Die erste Zerstörung des Prachtbaus fällt in die Zeit der Belagerung Roms durch die Gothen im Jahre 537. Das Mausoleum machte seine Lage, seine Gestalt und seine Bauart zu einem der besten Vertheidigungspunkte im Innern Roms, und in den Schreckenstagen der Erstürmung der Hauptstadt der Welt durch die Barbaren war es, daß die Römer von den Zinnen und Terrassen des Kaisergrabmals, die Bildsäulen auf ihre anstürmenden

Würger schleudernd und die colossalen Säulen von ihren Fußgestellen auf sie herabstürzend, die letzte, verzweifelte Gegenwehr leisteten. Theodorich, der siegenden Gothen König, verwandelte das Mausoleum in seine Burg — und Jahrhunderte hindurch hieß es das Haus des Theodorich. Die Päbste benutzten es nach ihm stets als Veste, oft zur Vertheidigung gegen äußere Feinde, öfter noch gegen die aufrührischen römischen Bürger.

Alexander **VI.** ließ die bombenfesten Gewölbe von dem Schutt und den Trümmern des Oberbaues säubern und errichtete auf ihnen die jetzt noch stehenden Backstein-Gebäude — Casernen, Magazine und Gefängnisse. Urban **VII.** versah endlich die Engelsburg mit Bastionen und Wällen und gab ihr die jetzige Gestalt. So ward aus dem herrlichen Kaisergrab der alten Roma für das neue Zwingburg und Staatsgefängniß.

Tiefer im Hintergrunde des Bildes erhebt sich hoch über die Häusermasse, von einem Hügel ein ungeheuer großes, aber in der Totalansicht nicht schönes Gebäude; es ist der Vatikan, die Wohnung des christlichen Oberhirten. — Die ersten Anfänge dieses Riesenbaus verlieren sich in das graueste Alterthum: sie gehören wahrscheinlich den Zeiten Constantins des Großen an. Karl der Große hatte hier einen Pallast, der dem Vatikan eingebaut wurde. Mehr als 60 Päbste erweiterten den Vatikan durch Fortbau und verschönerten ihn durch die herrlichsten Werke der bildenden Kunst. Die Unermeßlichkeit des Gebäudes wird den Leser in Erstaunen setzen, wenn er hört, daß DE LA LANDE die Anzahl der in ihm enthaltenen Zimmer und Gemächer zu 11,246 angiebt, BONNINI sie sogar zu mehr als 13,000 anschlägt.

Der Vatikan ist seit Jahrhunderten die Schatzkammer der Kunst — und so groß ist ihr Reichthum, daß der aller Museen und Sammlungen der Erde ihn nicht aufwiegt. Wer hat nicht gehört von den Logen und Stanzen Raphael's; von der Sixtinischen Capelle, deren Wände der Genius Michael Angelo's heiligte; von den zahllosen Bildwerken in Marmor und Erz, welche, dem Schutt der alten Roma entgraben, als ewige Zeugen ihrer Herrlichkeit und des Kunstsinns ihrer Beherrscher und Bürger des Vatikans unabsehbare Gallerien und Hallen füllen? Wir werden es später näher betrachten, dieses Allerheiligste der Künste. — Nicht fern vom Vatikan wölbt sich die Peterskirche, der prächtigste Christentempel der Erde, aus dem Häusergewühle hervor — gebaut auf den Grundvesten des Neronischen Circus über der heiligen Stelle, auf welcher Petrus, der Apostel, den Märtyrertod litt. Auch diesem hohen Gegenstande widmen wir später eine eigene Platte und besondere Darstellung.


Stadt-
bücherei
Elbing



VI

Marienbad

VI. Marienbad.

Dieser berühmte Kurort, der unter den böhmischen Bädern den Rang neben Teplitz und Karlsbad behauptet und namentlich in neuester Zeit immer häufiger besucht wird, liegt 6 Meilen von Karlsbad, höchst malerisch in einer schönen, von steilen Felswänden und waldigen Hügeln umzogenen Waldgegend. Der rauschende Schneiderbach durchschneidet sie von Nordost nach Südwest, der Hamelika von Ost nach West und beide Waldbäche, hoch von den Bergen kommend, bilden schmale und tiefe Einschnitte, an deren Ufer die Wohnungen des sich eine halbe Stunde lang ausstreckenden Kurorts einen Halbkreis bilden. Andere stehen auf Terassen und Anhöhen in malerischer Zerstreuung. Alle sind durch die anmuthigsten Spaziergänge, welche die überall zum herrlichsten Park umgeschaffene Gegend in allen Richtungen durchschneiden, mit einander verbunden. Der Heilquellen, welche in dem Bezirke Marienbads, einige fast eine halbe Stunde von einander entfernt, entspringen, sind 4: der Kreuzbrunnen, der Karolinenbrunnen, der Ambrosiusbrunnen, der Ferdinandsbrunnen. Alle diese Quellen sind zierlich gefaßt und mit Cupolas, theils griechischer, theils gothischer Form, überbaut.

Das erste, was die Aufmerksamkeit des Ankommenden fesselt, ist die Piazza des Kreuzbrunnens und der daranstoßende, im großartigsten Style vor Kurzem erbaute Kursaal. Die Piazza wird durch 72 Jonische Säulen, die ein niedriges Dach stützen, gebildet. Vom Kreuzbrunnen führt eine schattige Allee zum Karolinenbrunnen, dessen Kuppel von corinthischen Säulen getragen, aus einem lieblichen Bosket und zwischen Blumenterassen hervorragt. Dieß ist der anmuthigste, und der Lieblings-Platz der Badegäste, der besonders an schönen Sommerabenden die glänzendste Gesellschaft versammelt. In der Nähe ist die Kapelle; in ihr, nach katholischem Ritus täglich Gottesverehrung. — Mehrere Pfade, die den Park durchschlängeln, führen von da zur Ambrosiusquelle, bedacht durch einen kleinen gothischen Tempel. Dieses Heilwasser wird am wenigsten angewendet. Eine Viertelstunde weiter und man gelangt, am bequemsten auf von Erlen beschattetem Wiesenpfade, dem Hamelikabache entlang, zum Ferdinandsbrunnen, dessen Gebrauch die im schönsten Styl erbaute Colonnade, welche die Gäste vor den Unbilden der Witterung schützt, sehr begünstigt.

Interessante Parthien der Gegend, welche kein des Gehens fähiger Kurgast unbesucht läßt, sind: der Amalientempel, die Pfrauenburg, Schloß und Park Königswart, die Abtei Tepl, das Jägerhaus, der Hammerhof, die Schlackenhütte u. s. w. Ueberall hin führen höchst anmuthige, die Natur in ihren verschiedensten und anziehendsten Formen zeigende, gutgebahnte Wege, und die Entfernung der Meisten der genannten Punkte ist weniger als eine Stunde.

Die Bestandtheile der Marienbader Heilwasser nähern sich denen der Karlsbader und des Egerbrunnes. Sie sind, wie diese, Säuerlinge; ihr Geschmack ist stechend, säuerlich, etwas eisenhaft. Man hat sie mit Recht kalte Karlsbader Sprudelwasser genannt. Wie das Karlsbader und das Eger Wasser, so äußern sie bei hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, bei gichtischen und skrofulösen Leiden, bei Schwäche der Verdauungsorgane und deren Folgen, vorzüglich aber bei chronischen Nervenkrankheiten die ausgezeichnetsten Wirkungen. —


Stadt-
bücherei
Elbing

VII.



ANDERNACH am Rhein

Eigenthum u. Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

VII. Andernach.

Die Ansichten der Rheinufer, auf der pittoreskesten Strecke des Stromlaufs von Bingen bis Bonn, gehören zu den schönsten der Erde. Sie sind durchaus nicht das, was man sich gewöhnlich unter den Uferansichten großer Flüsse denkt; sie haben in Wahrheit nichts mit ihnen gemein, als das rollende Brausen und die schaukelnde Strömung der Gewässer. Der Gedanke, daß man auf einer Flußfahrt begriffen sei, schwindet bei dem Rheinreisenden fast; — er glaubt eine Kette von Seen zu durchschiffen. Jeder scheint ihm von undurchdringlichen Bergwänden eingeschlossen, jeder zeigt eine neue Ansicht, ein eigenthümliches Bild. Aber doch wird er, bei aller Mannichfaltigkeit und dem wunderbarsten, oft plötzlichsten Wechsel der Gemälde bald inne, daß einzelne Züge Allen gemein sind, welche ihre Verwandtschaft verrathen, gleichsam wie sich in einer Gallerie von Familienbildern dem Beschauer gewisse Züge deutlich machen, die er, alle Generationen hindurch, in jedem Gesichte wieder begegnet. — Auch die Eindrücke auf das Gemüth haben auf der ganzen Reise, trotz dem Wechsel der Gegenstände, nur einen Typus. Jede Neuansicht stimmt, wie die verschwundene, mehr zur ernsten Betrachtung und zur Schwermuth als zum leichten Frohsinn. Die auf den Zinnen der Felsen und auf den Berghöhen immer und immer wieder dem Auge begegnenden Ruinen von Raubadel=Burgen und Kapellen rufen ernste Erinnerungen wach, düster und grau sehen die uralten Städte und Klöster von dem Ufer in die Fluthen, der tiefe Schatten der Berge und schwarzen Felswände färbt die Wellen dunkler, die Stille und die Einsamkeit der Ufer, nur durch das Geschrei und die Peitsche der Treiber schiffziehender Pferde, oder durch gleiche Arbeit verrichtende Gespanne armer Uferbewohner unterbrochen, alles das stimmt mehr zum Ernst, als zum Frohsinn. Kaum hat man das blühende Eden des Rheingaus (von Mainz bis Bingen) verlassen, so drängen sich die Bergufer enge zusammen, dann weichen sie plötzlich zurück und dieser Wechsel, in unaufhörlicher Wiederholung, bildet eben die Seenkette, in welche der Strom verwandelt scheint. Immer erfüllt er nun das ganze Thal, und läßt zwischen sich und den Felsen auf seinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer liegen in dichten Häuserreihen knapp an den Felswänden, eingekeilt zwischen diesen und den Fluthen; nur zuweilen drängt der Mangel an Raum die Häuser die steilen Abhänge hinan, und erhöht dadurch das Pittoreske der Ansicht. Bei





jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage, öffnet sich eine neue Gegend. Es ist dem Reisenden, als durchblättere er eine Mappe der herrlichsten Landschaften. Aber hastig und sonder Rast ist er — namentlich der Dampfbootreisende — genöthigt fortzublättern und das Ende von Dem, dessen Anfang überschwenglicher Genuß war, ist für ihn nur zu oft Ermüdung. Die Meisten, die das Rheinthal auf dem Dampfboot durchfliegen, fühlen bei ihrer Ankunft in Cöln Uebersättigung und klagen über Täuschung. Haben sie Recht? Soll man in Augenblicken genießen wollen, was nur in Tagen genossen zu werden bestimmt ist? „Ein ganzer Sommer gehört zur Rheinreise," bemerkt ein geistreicher Britte; „wer soviel Zeit nicht dazu verwenden kann, der darf nicht sagen, daß er die Wunder dieses Paradieses und seine Freuden ganz erschaut und ganz genossen hat." —

Wir werden die herrlichsten Ansichten jener gefeierten Gegenden unsern Freunden, nicht in ermüdender Aufeinanderfolge, sondern im Wechsel mit andern vor Augen führen. Wir beginnen mit der neben uns liegenden Ansicht, eine der schönsten, welche dem eben im Allgemeinen charakterisirten pittoreskeren Theil des Rheinthals, nach dessen kurzer Erweiterung in die lachende, entzückende Gegend von Koblenz, angehört. Es ist die der uralten Stadt Andernach, vom Flusse aus aufgenommen, gegenüber ihrem hohen, riesigem Thurm, ein Werk der Römer.

Das Städtchen selbst (4 Stunden von Coblenz am linken Stromufer) bietet wenig Merkwürdiges dar. Es ist winklich gebaut, und hat in seinen 460 Häusern etwa 3500 Einwohner, die sich theils von dem hier befindlichen Gymnasium, hauptsächlich aber von den nahen Eisengruben und Lavabrüchen und sehr beträchtlichen Gerbereien nähren. In der Nähe befinden sich die Trümmer des alten Palastes der fränkischen Könige. Der Rheinlauf muß sich seit dessem Erbauung in dieser Gegend sehr verändert haben, denn die Trümmer liegen eine gute Strecke vom jetzigen Stromufer, obschon die alten Chronisten erzählen, der Palast habe so dicht am Strome gestanden, daß man aus dessen Fenstern im Rhein habe angeln können. Der zunächst merkwürdige Punkt ist die Ruine der Burg Hammerstein, auf einem hohen Felsen dicht am Ufer sich aufthürmend, deren langer schwarzer Schatten vor der untergehenden Sonne, wie ein Geist, die Wogen, bis aufs jenseitige Ufer hinüber langend, beschreitet. Ein anmuthiger, an den schönsten Aussichten reicher Pfad führt zur Burg Schweppenburg, — ein ziemlich erhaltenes Bergschloß am Ausfluß der tobenden Brohl. In der Nähe sind eine Menge Höhlen; und zerrissene Felsen, und ungeheure Lavabetten, jetzt als Steinbrüche ausgebeutet, zeugen von der Thätigkeit eines vor Jahrtausenden erloschenen Vulkans, dessen eingestürzter Kegel sich 2 Stunden tiefer im Lande aus einer Hügelkette 700 Fuß über den Rheinspiegel emporhebt. Sein Krater, ein Kessel an 1300 Morgen groß, ist jetzt ein tiefer See. Auf dem Rande desselben entspringen mehr als 100 Quellen und eine Höhle in der Nähe haucht immer noch erstickende Dämpfe manchmal in solcher Menge aus, daß die sie betretenden Thiere davon sterben. Der See, obschon auf einem Berggipfel, friert niemals zu. Rund um sind die Gruben von verhärteter vulkanischer Asche (Traß), mit der Holland seit Jahrhunderten seine Schleußen baut. Lavablöcke werden hier zu den vortrefflichsten Mühlsteinen verarbeitet und weithin versendet. — Die Ansicht von Coblenz und Ehrenbreitstein, eine trefflich ausgeführte Platte, wird das nächste Heft zieren.


Stadt-
bücherei
Elbing

VIII



STORES, AM WINDERMERE SEE,
ENGLAND.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen u. Neu-York.

Eigenthum der Verleger.

VIII. Stores, am Windermere See.

England hat an Westmoreland und Wales seine Schweiz; zwar leuchten dort nicht mit ewigem Schnee bedeckte Berghörner und keine in der Abendsonne flammende Gletscher; denn die Berge übersteigen kaum die Höhe von 4000 Fuß: aber das Wild-romantische, Grandiose und Herrliche der Schweizer-Natur findet sich, obwohl in etwas kleinerm Maßstabe, wohl nirgends in Europa so treu wieder, wie eben dort. Was den Gebirgen an absoluter Höhe abgeht, wird durch das Großartige ihrer Formen ersetzt, durch den Reichthum grotesk-emporragender Spitzen und eine höchst malerische Gruppirung. Gleich den Gebirgen Helvetiens fehlen den englischen die majestätischen geschlossenen Wälder unsers Deutschlands; aber wie in den Alpen so mannichfaltig ist die Vegetation, und an Stromschnellen und Wasserfällen, an allen Wundern der Felsennatur, an allen Schönheiten und Wechseln der Thalbildung, an aller Anmuth und Schauer der Seelandschaft, sind sie nicht weniger reich. Nur der Maßstab ist in der Schweiz größer; die Form ist dieselbe. Und wie in vielen Cantonen der Schweiz, so hat auch dort der Fleiß oder die Noth der Menschen durch Anbau die Linie gewissermaßen überschritten, über welche hinaus der wahre Freund der Natur in einer vollendet schönen Landschaft die Kultur nur ungern dringen sieht. Doch giebt es auch in der brittischen Schweiz noch weite Strecken, so wild und schroff als sie der Alpner sich nur denken kann; selbst der dort heimische Adler fehlt nicht, die Aehnlichkeit des Bildes zu vollenden.

Am nördlichen Abhange der Gebirge von Wales und Westmoreland haben sich in den tiefen Thälern jene Seen gelagert, deren romantische Ufer dem Britten die Schönheit der Bassins der Schweiz vergessen machen, welche die Einsenkungen am Fuße der Hochalpen füllen. Unter jenen ist der Windermere See, einige Stunden von Kendal, der gefeiertste. Der Britte nennt ihn stolz den König der Seen und setzt ihn dem Züricher zur Seite, mit dem er auch Aehnlichkeit in der Gestalt hat. Er füllt ein herrliches mit Anhöhen und Bergen der mannichfaltigsten Formen umzogenes Thal, von 12 engl. Meilen Länge. Sein Wasserspiegel streckt sich zuweilen 3 Meilen breit aus, bald zieht er sich wieder enger zusammen, und aus ihm treten 10 Eilande hervor, die Reichthum und reger Sinn für Naturschönheiten mit prachtvollen Wohnsitzen und den anmuthigsten Gartenanlagen verschönerten. Die Ufer-

formen zeigen die denkbar = größte Mannigfaltigkeit. Bald schlüpfen üppige Grasgelände zur Wasserspiegel herab, bald wird derselbe von steilen Felsenmassen beschattet, bald steigen die Ufer zu hohen, weit in das Land hin gelagerten, bewaldeten Bergen und Hügelketten auf, oder sie bilden sanfte, wellenförmige Anhöhen, zwischen denen sich Dörfchen und Bauernhütten, Gärten und Anlagen im pittoresker Unregelmäßigkeit lagern. An vielen Stellen bildet das Ufer auf breiter Base sanft ansteigende Terassen mit den herrlichsten Aussichten. Sie sind mit Parks und Landhäusern übersäet, den Sommerwohnungen der englischen Reichen. Jede Familie hat gemeinlich eine oder mehrere Barken, und an heitern Abenden, in der schönen Jahrszeit, ist oft der See mit einer ganzen Flotte von erleuchteten Lust-Schiffchen bedeckt, und die Berge ertönen von der zahllosen Musikchöre vielfältigem Echo. —

Eine der herrlichsten Besitzungen in dieser paradiesischen Gegend ist Stores, das Schloß des Obersten Boulton, auf einer der Inseln. — Hier suchte der große Canning, in den Armen der Freundschaft und der herrlichsten Natur, Ruhe und Erholung, wenn er aus den Strudeln des öffentlichen Lebens, ermüdet, floh; hier sammelte er Kräfte zu neuer angestrengter Thätigkeit, wenn er der ungeheuern Last der Arbeit und Sorge für das Wohl seines Volks, deren Opfer der große Mann vor der Zeit fiel, sich nicht mehr gewachsen fühlte. — Cannings Lieblingsplätzchen, auf einer weithin in die Fluthen sich streckenden Landzunge, bezeichnet ein einfacher Denkstein. —





IX.

FOUNTAIN'S ABTEY
ENGLAND

Verlag der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen u. New-York.

IX. Fountains-Abtey in Yorkshire.

An Bau-Denkmälern der Vorzeit, welche der Gegenwart einen Begriff von der Hoheit, Pracht und Ueppigkeit des Kloster-Lebens geben können, ist vielleicht kein Land in der Welt so reich als England. Hier war der Pfaffen Paradies. Nirgends war die Kirche so begütert, nirgends so mächtig; nirgends auch haben sich so viele großartige Aeußerungen ihrer Prachtliebe in Kloster- und Tempelbauten, theils ganz, theils in Trümmern erhalten, als eben dort. Die alten Palläste und Schlösser der brittischen Könige und ihrer Vasallen sind, obschon für sich betrachtet herrlich und groß, doch nur Hütten verglichen mit den Riesenbauten einiger Abteien, deren Ruinen von ihrer einstigen Pracht und Unermeßlichkeit kommenden Geschlechtern noch zeugen werden.

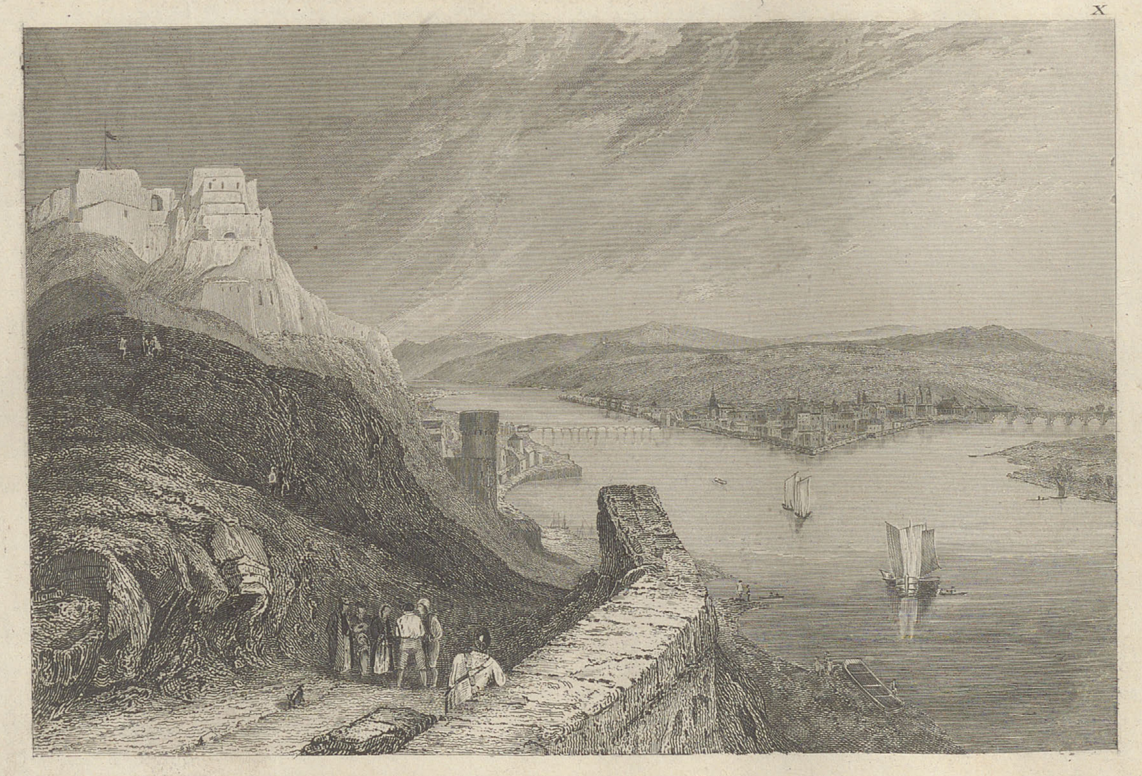
Die schönsten dieser Ruinen, die schönsten in ganz England, sind die, deren trefflich ausgeführtes Bild das Auge des Lesers schon gefesselt hat. In der Nähe von Ginsborough (im Northriding von Yorkshire) breitet sich über Hügel und Thäler ein stundenlanger Park aus. Studley-Park ist sein Name, jetzt Eigenthum des letzten, bejahrten, weiblichen Sprößlings einer alt-brittischen Aristokratenfamilie. Unfern seines Eingangs gelangt der nach den berühmten Abteiruinen Wallende in einen majestätischen Wald tausendjähriger Eichen, aus dem der Pfad in ein enges, romantisches Thal führt. Schroffe Felswände, mit Immergrün und Epheu überschlungen, oder von hohen Tannen überschattet, berahmen es an der einen Seite, an der andern ein Waldgehäge; seinen Boden deckt das üppige Grün der Wiesen, durchschlängelt von einem rauschenden Bach, der über einige das Thal durchziehende Felsdämme in Kaskaden herabstürzt. Allmählich erweitert sich das Thal, und plötzlich, bei einer Wendung links, treten in der ganzen 1600 Fuß messenden Breite des freundlichen Grundes dem Reisenden die unermeßlichen Abteiruinen vor's Auge, das Ziel seiner Wanderung. Der Leser wird sich leicht einen Begriff von der riesigen Größe dieser Ruinen machen können, wenn er hört, daß vor 800 Jahren die Gebäude von Fountains-Abtei einen Raum von dreizehn Morgen bedeckten; daß ihre der Gegenwart bewahrten Trümmer noch 5 Morgen einnehmen. Die Kirche allein war fast so groß als die St. Pauls Cathedrale in London und das vollendetste Muster der gothischen Baukunst. Noch steht der größere Theil des Schiffs, — 350 Fuß lang mit über 50 Fuß hohen Fenstern. Der Thurm, zu $^{2}/_{3}$ eingestürzt, ragt noch 150 Fuß hoch empor. Aus der Kirche führt ein Thor nach dem doppelten Säulengange des Klosters, (vergl. das Bild), dessen wohlerhaltene Trümmer das Grandioseste sind, was man in dieser Art irgend wo sehen kann. Er ist über 300 Fuß lang, fast 50 Fuß breit und über 15 Ellen hoch. Ein anderes

Thor führt nach dem ehemaligen Klostergarten (jetzt wieder in einen Blumengarten umgeschaffen), rund umher von andern pittoresken Ruinen des unermeßlichen Gebäudes umgeben; — der ehemaligen Bibliothek mit 200 Fuß langen Hallen, des Justitzgebäudes und des Capitelhauses. Das Gewölbe dieses letztern, 40 Fuß hoch und über 100 Fuß weit, wird, wie der große Saal in Marienburg, von einer einzigen Mittelsäule getragen. Der große Speise- und Bankettsaal der Mönche, gleichfalls bewundernswürdig kühn überwölbt, ist ein herrlicher Raum; 108 Fuß lang, die Hälfte so breit, und an 30 Fuß hoch. Hier praßten die Pfaffen in unglaublicher Schwelgerei und Sittenlosigkeit, wegen welcher die Abtei eben so berüchtigt war, als berühmt wegen ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Pracht. In der Kirche sieht man noch den steinernen Sarg, in dem Hotspur Percy begraben lag; andere zahllose Grabmäler, — Bildsäulen streitbarer Aebte in voller Kettenrüstung und von Mönchen in Harnischen, — bedecken die inneren Mauern und Pfeiler der Kirche. Hoch oben am Thurm aber liest man mit gothischen Riesen-Buchstaben eine lateinische Inschrift, die dem Wanderer den hehren Spruch zuruft: Ehre und Preis dem einzigen Gott durch alle Jahrhunderte.

Die ganze Ruine ist mit Epheu und Schlingpflanzen wie mit Vorhängen bedeckt und majestätische Bäume wehen hie und da daraus hervor. Der Waldbach, der in geringer Entfernung von ihr hinrauscht, treibt an ihrem Ende die uralte Klostermühle, welche immer noch im Gebrauch geblieben ist, gleichsam als ein Beleg für die große Wahrheit, daß, während die oft verbrecherische Pracht und Hoheit der Großen vergeht unter den Schlägen des rächenden Schicksals, das nützliche Gemeine sich erhält. — Ungefähr 200 Schritte weiter steht das alte Wohnhaus der Familie der Besitzerin, welches vor 300 Jahren aus Abteitrümmern aufgerichtet wurde: ein großes Gebäude in sonderbarem Styl und höchst malerischen Ansehns. Seine mit verwitterten, hohen Mauern umgebenen Gärten, die in Le Notre'schen Geschmack angelegt und erhalten sind, bewahren noch die Ueberbleibsel ursprünglicher Gartenanlagen der Aebte. Tausendjährige Taxusbäume, die größten und schönsten in der Welt, mit Stämmen von 30 bis 40 Fuß Umfang, zollen da ihre jungen Jahrtriebe noch immer der Scheere des Gärtners, gleichsam zur Strafe ihres unverwandten, ihnen vom Schöpfer eingehauchten Strebens, sich aus jenen unnatürlichen, geschmacklosen Formen zu befreien, welche ihnen die tyrannische Laune längst vergangener Menschen und Zeiten anwieß. So verkrüppeln oft die herrlichsten Völker in den Einrichtungen einer barbarischen Zeit, und ihr fortgesetztes Streben nach Befreiung ist nur eine ewige Verblutung.

Die prachtvolle Fountains-Abtei dankt ihren Untergang, wie die meisten ehemaligen Abteien Englands, der Einziehung der Klöster unter Heinrich VIII., und dem gegen alles Kirchliche wüthenden Vandalismus der damaligen Zeit. Man versteigerte die prachtvollen kupfernen Dächer als altes Metall und zerbrach die herrlichen Thürme und Mauern, um Quadern für einen Cloakenbau zu gewinnen! Die Nachkommen haben an den Ruinen wieder gut-

X



COBLENZ UND MOSEL-MÜNDUNG
aus der Nähe von Ehrenbreitenstein gesehen.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

zumachen gesucht, was die Voraltern am Prachtbau verschuldet, und ihre Erhaltung ist der jetzigen Besitzerin ein Gegenstand der größten Sorgfalt. Kein loses Steinchen begegnet dem Fuße des Wanderers in dem Trümmer-Labyrinthe, weder Distel noch Dornstrauch ritzt Hand oder Kleidung, und der Grasboden in den Höfen und Zwischenräumen der Mauern ist ein sorgfältig geschorener Teppich. Dieses allzu eifrige, überall sichtbare, die verständige Gränze weit überschreitende Erhaltungsstreben macht aber einen widrigen, beklemmenden Eindruck und schwächt der herrlichen Ruine schönsten Zauber auf das Gemüth.

X. Coblenz und Ehrenbreitstein.

In der Gegend von Coblenz ist gewissermaßen alles auf einem Punkte vereinigt, was auf dem Wege von Mainz dahin den Rheinreisenden entzückte: Fels und Thal, Wald und Reben, Gärten und freundliche Dörfer, eine große lebensreiche Stadt, weitgetrennte Ufer verbindende Brücken, ehrwürdige Trümmer der Vorzeit und riesige Werke der neuesten Baukunst zur kriegerischen Abwehr liegen am Gestade des schönsten Stromes wie hingezaubert da, so daß man alle diese mannigfachen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Das Ende der Rheinreise ist zugleich das Paradies für die Reisenden.

Wenn, den Rhein hinabschiffend, man der Mündung der Lahn sich nähert, welche aus einem engen Felsenthale, bei Nieder-Lahnstein, sich in den Rhein ergießt, wendet sich der Strom plötzlich nach Westen und mit einem Male fällt nun der Blick in das weite herrliche Thal, in welchem Coblenz auf einer fast rechtwinklichen, durch die Einmündung der Mosel gebildeten Landecke, malerisch-schön am Ufer sich lagert. Gegenüber am andern Gestade erheben sich auf einem hohen, schroffen Felsen die colossalen Werke der Festung Ehrenbreitstein, an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Wasser hinzieht. Ueber Coblenz ragen, sanft gewölbt, die casemattirten, stark befestigten Höhen. Vom rechten Ufer aus reicht der vorwärts gerichtete Blick weit in das Moselthal, links schweift er über die lange Schiffbrücke, welche Thal-Ehrenbreitstein mit Coblenz verknüpft; das Rheinthal hinauf und Hügel und Berge der gefälligsten Formen, mit Trümmern zerstörter Klöster und Burgen gekrönt, dienen der wunderschönen Aussicht zum Rahmen.

In unserm trefflich ausgeführten Bilde ist sie mit aller der Treue und Genauigkeit versinnlicht, die auf so kleinem Raum von Griffel und Grabstichel zu erreichen war. Der Standpunkt des Zeichners war, auf der rechten Rheinseite, dem Strome aufwärts zugekehrt, der Fuß des Ehrenbreitsteinfelsens, dicht unter den Kanonen der Festung. Es ist nöthig sich dieß, bei Vergleichung mit obiger Beschreibung, zu vergegenwärtigen.

„Ich konnte mich" — so schreibt der gemüthvolle Künstler — „bei der Skizzirung dieses Bildes eines seltsamen, unheimlichen Gefühls nicht erwehren; mir war's, als befände ich mich in einem Zauberkreise, unter dem Einfluß böser Dämonen. — Die Natur war um und um so herrlich und groß, so reich und so gütig — wohin ich das Auge wendete, überall Zeugniß der Vaterliebe des Allmächtigen gegen seine Menschen, die ganze Landschaft gleichsam Gottes Zuruf: Seid glücklich, meine Kinder, und lebt froh und in Frieden! — Und der Menschen Antwort? ich lese sie, Jedermann verständlich, in den Wällen und Brustwehren, den Bastionen und Gräben auf allen Höhen und in allen Thälern ringsum, in den Mauern die über Mauern sich thürmen, in den Zugbrücken über ausgegrabene Abgründe, in den überall glitternden Bajonettspitzen und in den tausend Feuerschlünden, die, Verderben und Tod in den ehernen Leibern bergend, grimme Blicke nach allen Seiten hin werfen, gleichsam als harrten und lauschten sie dem ihren Bann lösenden Worte. Statt froher Gesänge glücklich und friedlich genießender Kinder der paradiesischen Natur schreckte mich das brüllende „Abgelöst!" das drohende „Werda?" der Wachen jeden Augenblick, oder das Musketengeprassel exerzierender buntfarbiger Automaten, die ich im Mauernlabyrinthe bald kommen und gehen, bald erscheinen und bald verschwinden sah. Auf den Vorsprüngen der Felsen, wo ich den flötenden Hirten suchte und die springende Ziege — begegnete meinem schüchternen Auge nur das Blinken eines behelmten Haupts, dessen mißtrauisch spähender Blick unmöglich mißverstanden werden konnte. Friede! ruft Gott von den herrlichen Höhen; von den finstern Menschenwerken, die sie krönen, antwortet Unfriede! das Echo. — Der unheimlichsten Gefühle voll beschleunigte ich die Vollendung meiner Skizze und eilte fort, erst dann wieder frei aufathmend, als ich mich außer dem Kreise wußte, in dem der wilde Kriegsteufel selbst Hoflager zu halten scheint. Thal-Ehrenbreitstein besuchte ich nicht, zufrieden zu erfahren, daß Metternich da geboren sei. Auch nach Coblenz bin ich nicht gekommen. Unter dem Regimente der Kanonen könnt' ich auch im Paradiese nicht froh werden, und darum mied ich's. Doch sagte man mir, daß Coblenz ein recht lebensmunteres Völkchen bewohnt."

So idyllisch als unser wackrer Zeichner sind nun wohl die wenigsten unserer Leser gestimmt, und darum dürfen wir's schon wagen, einen Augenblick länger in des „Kriegsteufels Zauberkreise" zu verweilen.

Coblenz, sonst Residenz des ehemaligen Kurfürsten von Trier, hernach Präfekturort des französischen Departements Rhein und Mosel, jetzt Hauptstadt der preußischen Provinz Niederrhein, ist eine bedeutende Stadt, (sie zählt 16,000 Einwohner in 1100 Häusern), die aber vom Flusse aus noch viel größer erscheint, als sie wirklich ist, weil



Stadt-
bücherei
Elbing

XI.



OXFORD

Verlag des Bibliographischen Jnstituts zu Hildburghausen

sie lang und schmal auf der Erdzunge sich hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Mosel zusammenströmen. Die Straßen von Coblenz sind größtentheils eng und haben hohe Häuser; doch giebt es einige mit Lindenbäumen besetzte recht freundliche Märkte, eingefaßt mit stattlichen Gebäuden. Die vorzüglichsten der Stadt sind: Die alte Castorkirche von sehr edler Bauart und das geschmackvoll aufgeführte sonstige kurfürstliche Residenzschloß am Ende der Stadt, aufwärts am Rhein, dicht an seinem Ufer. Sehr merkwürdig ist die 1000 Fuß lange Moselbrücke, ein Werk grauer Vorzeit. Ein weiter, dichter Kranz von Gärten, zu deren Anlagen die nahen wunderschönen Umgebungen der Stadt hier mehr als irgendwo einladen, ist ein Zeichen, das auf Frohsinnigkeit einer Bevölkerung deutet; es trügt selten, auch hier nicht. Sie sind ein gar leichtes, heiteres, lebenslustiges, frohgenießendes Völkchen die Coblenzer, auf derem Charaktergepräge die zwanzigjährige Herrschaft der Nachbarn nicht ohne Einfluß bleiben konnte. —

Dem Reisenden rathen wir, die Hügel um die Stadt, namentlich die mit den Cidatellen Franz und Alexander überbauten Anhöhen nicht unbesucht zu lassen, da man von jeder derselben eigenthümliche, wunderschöne Aussichten in der angenehmsten Abwechselung genießt. Zugleich mit Ehrenbreitenstein und einer Kette verschanzter Höhen auf beiden Gestaden beider Ströme bilden jene Forts den stärksten Waffenplatz auf der Erde — groß genug, um ein Heer von 150,000 Mann unangreifbar zu schützen. Es ist das westliche Thor zur preußischen Monarchie; und ein gut verwahrtes ist's — wenigstens von außen.



XI. Oxford.

Wenige Städte des städtereichen Britanniens gewähren eine schönere Ansicht, als das uralte, weltberühmte, in einer schönen und fruchtbaren Gegend an dem reizenden Themse-Ufer gelegene Oxford. Die alterthümliche Pracht seiner Gebäude, seine Collegien, Kirchen, Hallen und Palläste, die sich, von welcher Seite man es auch betrachten möge, mit der glücklichsten Wirkung gruppiren, findet in der Welt nicht ihres Gleichen, wenigstens ist kein Ort auf der Erde, wo so viele wohlerhaltene und so großartige Bau-Denkmäler aus der Blüthenzeit des Sächsischen und Gothischen Geschmacks, von 500 bis 1000 jährigem Alter, beisammen angetroffen werden. Es gibt Straßen in dieser Stadt, wo man sich ganz in das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert zurück versetzt glaubt, weil man durchaus nichts als Gebäude aus dieser Zeit, ohne irgend eine moderne Unterbrechung, um sich her versammelt sieht. Die

meisten dieser Prachtgebäude der Vorzeit für Unterricht und Gottesverehrung sind mit einem Aufwand errichtet, der alle Bestrebungen der Gegenwart, es jener in ihren Bauwerken nachzuthun, geradezu höhnt. —

In diesem alten Musensitze Albions, der 24 verschiedene Collegien (COLLEGES) zählt, in denen 6000 Studenten von 800 Professoren in allen Fächern des Wissens Belehrung erhalten, — Lehranstalten, von denen jede einzelne ihre besondere Kirche hat, ihre Bibliothek, Handschriftensammlung, Gemäldegallerie, Museen aller Art, anatomisches Theater 2c. und oft mehr, weit mehr Schätze der Kunst und Literatur und Anstalten für deren Förderung aufweisen kann, als eine ganze deutsche Universität, wollen wir jetzt das Merkwürdigste betrachten.

Das große Gebäude, welches, mit dem massiven, hohen Thurm an seinem Ende, in der Mitte unsers Bildes, die Häusermassen überragt, ist Christchurch College, an Umfang das größte unter den Universitätsgebäuden. Es wurde von Christoph Wren, dem berühmtesten Architekten Englands, dem Erbauer der Londoner Paulskirche, im 17. Jahrhundert größtentheils neu aufgeführt. Nur ein Theil ist noch der uralte Bau, — und dieser das merkwürdigste Ueberbleibsel altsächsischer Bauart aus dem achten Jahrhundert. In diesem, in einer Kapelle, ist der berühmte Schrein der heiligen Frisdawida, ein überaus prächtiges sächsisches Grabmal, jetzt über 1200 Jahr alt, befindlich. Die Bibliothek enthält 100,000 Bände. — Das kirchenähnliche Gebäude rechts ist Wolsey's Hall, im grandiosesten Styl, unter Cardinal Wolsey's Ministerium errichtet. Reich ist in diesem Collegium besonders das Museum. Hinter ihm erhebt sich der Thurm der im 13. Jahrhundert erbauten Cathedrale. Der kleinere rechts ist der von Merton College, gleichfalls ein Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der erste Thurm links von Christchurch College gehört der Marienkirche an; er ist im reichsten gothischen Styl erbaut und ganz überladen mit Ornamenten. Der nächste ist der Glockenthurm von Sankt Aldatus; dicht daran, der majestätische Dom dort, das Radcliffsche Bibliothekgebäude, die bewundernswürdige Schöpfung eines patriotischen Bürgers, dessen Namen sie trägt. Des Gebäudes Innere ist eine einfach, aber grandios verzierte Rotunda von 350 Fuß Umfang und 65 Fuß Höhe, abgetheilt in drei Etagen, mit einer nobelen Kuppel und zwei Reihen offener Gallerien über einander. Aus diesen laufen rund umher strahlenförmige Gänge nach den hohen Außenfenstern, und in diesen Gemächern sind die literarischen Schätze in Schränken aufgestellt. Die Bibliothek, vom Gründer, dem berühmten Arzte Radcliff, gesammelt und der Universität geschenkt, enthält über 100,000 Bände, alles blos medizinische Werke! — Der Thurm zur äußersten Linken ist der von ALL-SOULS (Aller-Seelen)-College; es ist mit dem der Königin (QUEENS) das schönste Gebäude der alten Musenstadt. Die eigentliche Universitätsbibliothek, die größte und kostbarste der Erde, enthält gegenwärtig über 650,000 Bände und mehr als 40,000 Handschriften. Sie ist in einem von Heinrich VIII. gegründeten äußerst zweckmäßig eingerichteten prachtvollen Gebäude in bewundernswürdiger Ordnung aufgestellt. Das Lokal sieht keinem andern dieser Art ähnlich und versetzt auch im Innern vollständig in eine längst


Stadt-
bücherei
Elbing

XII.



PONTE SANTA TRINITÀ,
FLORENZ.

verschwundene Zeit. Der kreuzgeformte Saal, die seltsam gestalteten, mit Schnitzwerk bedeckten himmelhohen Schränke, die ungeheuern Fenster, sechzig Fuß hoch und fast ein Drittel so breit, alle von buntfarbigem, mit den kostbarsten Malereien bedeckten Glase, die prächtige Decke in 1000 goldberahmte azurblaue Felder getheilt, in jedem derselben das Conterfei einer aufgeschlagenen Bibel, auf der 4 silberne Kronen liegen, — selbst die in den Gallerien umherwandelnden oder an den Tafeln sitzenden Universitätslehrer und Bibliothekare im Kostüme Luthers; Alles wirkt bezaubernd auf den Schauenden und entrückt ihn unwillkürlich der Gegenwart. In der Mitte der hohen Schränke läuft eine Gallerie umher, um mit geringerer Mühe und Gefahr zu den höher stehenden Büchern gelangen zu können. Quer durch den Saal zieht sich eine lange Gasse geschlossener, mit allen Bequemlichkeiten versehener Kabinets hin. Jeder, der es mag, kann sich mit den gewählten Büchern in ein solches zurückziehen, und hier ganz ungestört allein arbeiten; eine gewiß nachahmungswerthe Einrichtung.

Diese Bibliothek, in der Welt die am reichsten dotirte, erhält alljährlich durch Ankauf von Literaturschätzen in allen Ländern und durch patriotische Vermächtnisse großen Zuwachs. Neue Gebäude, welche jetzt aufgeführt werden, sollen bewahren, was das alte, trotz seiner ungeheuern Größe, nicht mehr fassen kann. Neben der Bibliothek befindet sich ein Museum für Antiken und eine Gemäldegallerie. Höchst merkwürdig ist noch die weltbekannte Universitäts-Buchdruckerei (CLARENDON-PRESS), die größte, vollständigste und besteingerichtete auf der Erde. Sie ist in einem, im reinsten griechischen Geschmack aufgeführten, tempelartigen Gebäude und beschäftigt nahe an 500 Personen. Hier wird in mehr als 300 Sprachen gedruckt, für die Bibelgesellschaften allein sind gewöhnlich 40 Pressen im Gange. Die in dieser Anstalt gedruckten Werke aller Art füllen eine Bibliothek von circa 26000 Bänden, welche in einem eigenen großen Saale aufgestellt sind. — Sehr sehenswerth sind auch: der botanische Garten, das große naturhistorische Museum, die Sternwarte und eine Menge andere auf Wissenschaft und Kunst Bezug habende Anstalten, deren Einzelanführung aber weder Raum, noch Zweck dieses Werks gestatten.

XII. Die Dreifaltigkeitsbrücke in Florenz.

Der Zauber, den Florenz auf jeden empfänglichen Menschen ausübt, ist nicht nur in den Eindrücken einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch in den Erinnerungen einer glorreichen Vorzeit, deren Denkmale bei jedem

Schritte aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe, an seine Helden und Staatsmänner in den Zeiten der Republik, beschäftigt den Geist der Gedanke, daß Wissenschaften und Künste hier vor allen andern Orten geblüht und die edelsten Früchte für die Bildung der europäischen Völker getragen haben. Die gefeiertsten Namen der italienischen Literatur, die gepriesensten der Künste sind florentinischen Ursprungs: und Florenz selbst ist gleichsam ein großes Museum, in welchem ihre unvergänglichsten Werke bewahrt sind. Dieß gilt besonders in Beziehung auf seine Architekten. Sie machten Florenz zu einer Stadt von Pallästen, Domen, Kirchen und prachtvollen Bauwerken aller Art — in ihm das schönste in jedem Zweige ihrer Kunst gleichsam wie in einem Fokus zusammen drängend. Auch Michel Angelo, das größte Kunstgenie aller Zeiten, gleich groß als Architekt, wie als Maler und Bildner in Erz und Stein, wählte Florenz, in dessen Nähe er geboren, dem er seine Bildung verdankte, zur Stätte für die Aufrichtung vieler seiner trefflichsten Werke. Unter diese ist auch die Brücke zu zählen, welche unser schönes Bild dem Auge versinnlicht. Zwar ward sie erst einige Jahr nach seinem Tode (1669) vollendet; aber den Plan dazu entwarf er. — Unter allen ähnlichen Bauwerken Italiens, obschon mancher an Größe nachstehend, ist sie von Gestalt die schönste; an Adel, Reinheit und Zierlichkeit ihrer Verhältnisse wird sie von keiner der Erde übertroffen. —

Die Brücke SANTA TRINITA führt über den Florenz in zwei ungleiche Hälften theilenden Arno. Im Innern aus Granit erbaut, besteht ihr Aeußeres ganz aus glänzendweißem Alabaster. Die Verhältnisse sind die schönsten, welche je ein Baukünstler erfunden. Der Adel desselben reißt jeden Beschauer, auch den Rohesten, zur Bewunderung hin. Die kühne Spannung der Bogen, dabei ihre außerordentliche Leichtigkeit und Zierlichkeit im Gegensatz zu der kolossalen Stärke der Pfeiler und Widerlager, welche die Wasserkraft des wilden Arno zu brechen bestimmt sind, bringen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Kurz nach ihrer Vollendung gab man zwar der Befürchtung Raum, das herrliche Werk könne, ohne Nachtheil für seine Dauer, die Erschütterung schwerer Fuhrwerke nicht aushalten und fast 100 Jahre lang war sie bloß Fußgängern offen. Später aber wurde erwiesen, daß ihre Construktion auf die Grundsätze der höchsten Dauer beruhe, und seitdem wird sie von den schwersten Lastwagen befahren. Sie hat sich auch so vortrefflich erhalten, daß man glauben sollte, sie wäre erst vor eben so viel Jahren erbaut, als sie Jahrhunderte nun den Wogen und Lasten trotzt.

Die Betrachtung der merkwürdigsten sonstigen Bauwerke, welche Florenz den Beinamen „die Schöne" erworben, die Erwähnung der unermeßlichen Kunstschätze, welche sie enthalten, versparen wir auf eine spätere Gelegenheit. Diese ist uns in einem guten Bilde von der Ansicht der Hauptstadt Toskana's bewahrt, welches eins der nächsten Hefte dieses Buches zu schmücken bestimmt ist.


Stadt-
bücherei
Elbing



THE PAVILLON

Königlicher Palast in Brighton, England.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

XIII. Der Pavillon zu Brighton in England.

Noch bei Menschengedenken war Brighton, (an der Südküste von Sussex) ein elender Flecken. Brighthelmstone war sein Name und unbekannt war er der gebildeten Welt, wie die armen Fischer, seine Bewohner. Da führte vor etwa 20 Jahren die Glücksgöttin einen Tonangeber des Tages, einen Schriftsteller und Arzt, an sein Gestade, und von schwerer Krankheit befallen genaß er durch den Gebrauch des Seewassers und der Pflege der einfachen Leute. — Nach London zurückgekehrt, ergoß sich der dankbare Aeskulap durch Rede und Schrift in Lob und Preis über die belebenden Kräfte von Brighthelmstone's Lüften und Fluthen, über die Schönheit seiner kaum reizenden Ufer. Die vornehme Welt des neuern Babylons, voran der damalige Prinz-Regent, folgte dem Rufe und aus dem elenden, schmuzigen Fischerdorfe erstand schnell, wie unter der verwandelnden Ruthe eines Zauberers, das vornehmste und glänzendste Seebad Brittaniens. Und wie ein Pinsel von Parvenü, der, der niedern Herkunft sich schämend, auch den älterlichen Namen abstreift, hat es den seinigen mit dem glatt und sanft über die Lippen gleitenden Brighton (Breiht'n) vertauscht! Jetzt ist Brighton der Lieblings-Aufenthalt der reichen Londoner in der schönen Jahreszeit, die jährlich in zahllosen Schaaren dahin auswandern. Es ist eine der schönsten Städte Englands geworden, hat 55,000 Einwohner und versammelt in einem Sommer oft 30,000 Badegäste. Während der Kurzeit gehen von London alle 5 Minuten von zwölf verschiedenen Stationen sechs- und achtspännige Eilwägen ab, jeder 20 bis 30 Personen fassend, und eben so viele kommen. In diesen legt man den 52 englische (über 10 deutsche) Meilen messenden Weg in 5, ja oft in 4 Stunden zurück. Im vorigen Jahre sind Dampfkutschen eingerichtet worden, welche die Strecke in der halben Zeit durchfliegen.

Brightons glänzendste Zeit war, als der letztverstorbene, prachtliebende König Georg IV. hier Hof hielt. Der wohlthätige Gebrauch der Seebäder, den er lange Jahre fortsetzte, hatte ihm den Ort werth gemacht und ihn zu dem Entschluß geführt, sich hier einen Sommerpallast im orientalischen Styl zu erbauen, — jetzt das prachtvollste Gebäude der Art in ganz Europa. Es ist einigermaßen dem Kreml in Moskau, der alten Czaarenresidenz, zu vergleichen; nicht ganz von so riesigem Umfange, aber geschmackvoller in den Formen und im Innern unendlich prachtvoller. Der König verschwendete viele Jahre lang fast die Hälfte seines Einkommens auf seine Erbauung und

Ausschmückung, und das Parlament schoß mehrmals bedeutende Summen dazu her; man berechnet, daß es mehr als 3 Millionen Pfund Sterling (etwa 20 Millionen Thaler) gekostet.

Unsere Ansicht zeigt die nach dem Meere hin gerichtete südliche Façade des Pallastes. Sie besteht aus einem Mittelgebäude, der domartig überdachten, 52 Fuß im Durchmesser haltenden Thronsaal-Rotunda, welche durch zwei 65 Fuß lange Gallerien nach beiden Seiten hin mit den von Cupolen und Minarets überragten Eckpavillons in Verbindung steht, in denen sich die königlichen Bankett- und Conzertsäle befinden. Der überaus prachtvolle Haupteingang ist auf der westlichen Façade. Er führt unmittelbar durch die berühmte Chinesische Gallerie, die in einem 162 Fuß langen Raume die kostbarste und vollständigste Sammlung von Leben und Kunst in China veranschaulichenden Gegenständen enthält. Namentlich sind die die Wände schmückenden Chinesischen Gemälde, die Erzeugnisse der berühmtesten Maler dieses fernen Landes, höchst merkwürdig; eine Sammlung, die in Europa einzig in ihrer Art ist. Auch die ganze übrige Ausschmückung und Ausmöblirung des weitläufigen Pallastes ist, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Toilette herab, chinesisch.

Der jetzige König besucht Brighton fast nie; aber unangetastet steht noch alles in dem Wunderhause, wie es sein voriger Besitzer verlassen. Eine alte Castellanin begleitet den Neugierigen durch das Labyrinth der Gemächer, mit denen er eine ihm völlig fremde Zauberwelt betreten zu haben scheint. Der Höflinge Schwarm ist verschwunden, — statt des frohen Getümmels des üppigen Hofes herrscht Todesstille, und nichts stört mehr des Schauenden Glauben an das Versetztseyn in eine fremde Welt, eine Täuschung, die der König, ihr Schöpfer, suchte, aber, eben weil er ein König, niemals finden konnte. —



XIV.



C. Stanfield del. E. Grünewald Darmstadt sc.

BINGEN.

XIV. Bingen.

In des Rheingau's herrlichem Schmuck ist das Städtchen Bingen eine der köstlichsten Perlen. Es liegt (6 Stunden von Mainz entfernt), am linken Stromufer, dem Rhein und der Nahe, die hier zusammenfließen, malerisch schön in den Armen. Der Berg von Rüdesheim, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden, belohnten Menschenfleißes, steht wie ein gewaffneter Riese mit seinem breiten Gürtel der köstlichsten Weinreben und seinem stolzen Eichenkranze auf dem Haupte dem freundlichen Städtchen gegenüber.

Gleich hinter demselben schauen die Ruinen der Burg Klopp von einer Bergwand, die steil emporsteigt, seitwärts in das Nahethal herein, und von den Höhen rechts und links ragen die Trümmer mehrerer alten Vesten, Kapellen und Klöster.

Schön ist die Aussicht von der uralten Brücke, über Nahe und Rhein, gerade gegen die Felsmauer zugekehrt, welche die Burg Ehrenfels trägt. Sie ist in unserem Bilde auf das treueste versinnlicht. Aber schönere noch öffnen sich Dem, der die umliegenden Hügel besteigt; die herrlichste unter Allen aber hat man von der ebengenannten Ruine des Schlosses Klopp, dieselbe, die auf unserem Bilde von der Höhe rechts auf Bingen herunter schaut.

Fast bis zum Gipfel ist der Berg, auf dem sie liegt, mit Weingeländen umzogen. Der jetzige Besitzer hat überall zwischen den Reben anmuthige, mit Blumen und Sträuchern geschmückte Spaziergänge angelegt. Fast bei jedem Schritte kommt man in Versuchung stille zu stehen, gleichsam gefesselt von der immer neue Reize entfaltenden, herrlichen Landschaft. Die schönsten Aussichts-Punkte haben alle bequeme Ruheplätzchen, bald Rasensitze von dicklaubigen Bäumen überschattet, bald Kiosks und Veranda's in abwechselnder Mannichfaltigkeit. Ein kleiner Salon mit einem lieblichen Zimmer nimmt diejenige Stelle ein, von der aus die Aussicht am köstlichsten erscheint. Eine in der Nähe angebrachte Aeolsharfe tönt gleichsam dem Ewigen, der so Herrliches geschaffen, Halleluja. —

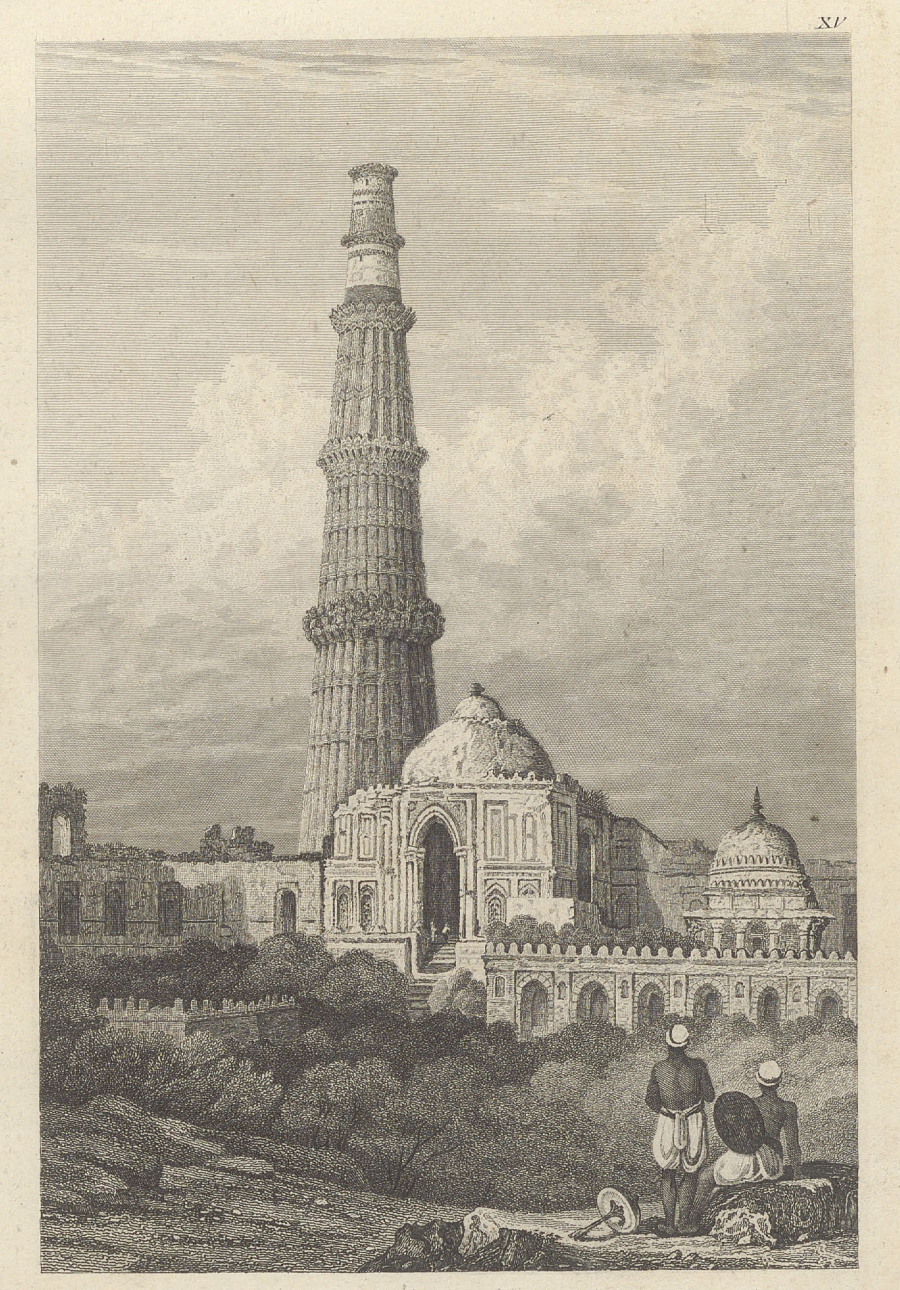
Von diesem anmuthigen Plätzchen erkennt man erst recht Bingen's wunderschöne Lage. Rechts überblickt man die lachendste vom Rhein durchströmte Landschaft, grünende Inseln, die zahlreichen Ortschaften und Burg- und Klostertrümmer des Rheingaues, zunächst das stattliche Geisenheim mit den pallastähnlichen, blendenden Häusern und den endlosen, breiten Rebengeländen; weiter im Hintergrunde prangt das Schloß Johannisberg, und von da reicht das Auge bis zu den blau dämmernden Felsen bei Heidelberg und dem fernen Melibocus. Zur linken

Seite wirft der Rhein tief im Thale seine empörten Wogen schäumend über Klippen. Auf den beiden Ufern erheben sich Felsenmassen zu Bergen, als ewige Vormauern gegen den wüthenden Strom, und sehen ernst und still auf sein furchtbares Tosen herab. Hatto's Thurm, der Thurm der grauenvollen Sage, stets umtobt von der wilden Brandung, steht mitten in den Fluthen; ihm gegenüber sieht man die leichten Schiffchen wie im Tanze dem immerkreisenden Strudel des Bingerloches vorüberschweben und sich bald darauf im dunkeln Felsgeklüfte verlieren. Seitwärts strömt die Nachenreiche Nahe aus ihrem romantischen Thale dem größeren Strome zu, überwölbt von der fünfbogigen Brücke. Bingen gerade gegenüber liegt Rüdesheim mit seiner alten Römerburgruine, lang hingestreckt, dahinter seine Rebenterrassen, vom Niederwald gekrönt, durch dessen dunkles Laub das weiße Gemäuer eines Kirchleins hervorschimmert, und weiter links, am Eingange des dunkeln Rheinthals, lugt wieder das pittoreske Rheinfels, gleichsam wie eine Schildwacht, herüber. — Rückwärts schauend, ragt oben von der Höhe, die herrliche Burgruine Klopp selbst empor, von deren Zinne der wagende Wanderer dieselbe Aussicht, nur reizender noch, noch einmal genießt. Sie ist unbestritten eine der schönsten der Erde. —

Und wie glücklich, — so jauchzen Tausende an dieser Stelle, — müssen die Menschen seyn, die dieses paradiesische Land bewohnen! Voll so seligen Glaubens wandern Viele aus dem Rheingau, ohne zu prüfen. Thäten sie's, bald würden sie sich enttäuschen. — Es ist hier nicht besser, als allenthalben; die Sterblichen haben sich ungleich in den Genuß und die Arbeit getheilt. Mehr als 22,000 Menschen nähren sich im Rheingau auf kaum 20,000 Morgen bebauten Feldes; fast in keinem Lande der Erde fällt ein so kleines Stückchen ihrer Scholle dem Sterblichen zum Theil. Aber doch wären sie glücklich, — denn die Natur schüttet hier ihre Gaben in doppelter Fülle aus, — wäre der Boden, den sie bauten und mit ihrem Schweiße düngten, ihr Eigenthum. Dem ist jedoch nicht so. Bei weitem der größere Theil ist seit undenklichen Zeiten Eigenthum der Pfaffen gewesen, oder des Adels, oder beider Erben, der Fürsten; seit uralter Zeit haben List und Gewalt von diesem Paradiese so viel an sich gerissen, als sie immer zu ergreifen und zu behaupten im Stande waren. Und Jahrhunderte haben das von der List und der Stärke Errungene zum rechtmäßigen Besitze geheiligt, das Gesetz hat den schützenden Zaun um denselben gezogen und der Himmel, — er hat ja seinen Wächtern das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt! — Es ist hier wie überall, (überall auf unserer Erdhälfte wenigstens,) und es ist nie anders gewesen. Und wird es jemals anders werden? — — — „Viele für Wenige" lautet, vollgültig, der Spruch von den Säulen des Herkules bis nach Japan, und auch im Rheingau wird der Wein nicht von Dem, der ihn gepflanzt hat, getrunken! —


Stadt-
bücherei
Elbing

XV



COOTUB MINAR, RUINEN VON DELHI,
Ostindien.

Verlag des Bibliograph. Instituts zu Hildburgh.

XV. Cootub=Minar, Ruinen von Delhi.

Kaum gibt es irgend einen Ort auf der Erde, der von der schnellen Vergänglichkeit irdischer Größe und Hoheit ergreifendere Bilder liefert als Delhi. Noch vor ein paar Menschenaltern die weltberühmte Residenz des Großmoguls, die Metropole des mächtigsten Reichs im Orient, die prachtvollste Stadt in ganz Asien mit mehr als einer Million Einwohner ist sie jetzt eine Landstadt des brittischen Indiens und ihre Bevölkerung ist auf ein Zehntel herabgesunken. Die Marmorpalläste der Kaiser — Städten gleich an Größe, — die bewunderten Grabmäler, die zahllosen Tempel, die Prachtgebäude der Großen des untergegangenen Reichs, sie stehen öde, verfallen da; die einst so stolzen Geschlechter ihrer Bewohner fraß das Schwerdt der Eroberer, oder sie bargen sich in der niedern Hütte des Elends und der Armuth. — Die entthronte Kaiserfamilie selbst, die Nachkommen der Beherrscher Indiens, denen zwanzig Könige Tribut zollten, sind demüthige Unterthanen von Faktoren Londoner Kaufleute geworden; und die Söhne Derer, die noch vor einigen Jahrzehnten über Leben und Vermögen von 60 Millionen ihrer Mitgeschöpfe despotisch schalteten, sie leben jetzt im ehemaligen, halbeingestürzten Residenzschlosse von einem Jahrgelde, das ihnen die Gnade ihrer Herren gewährt hat. Auch Europa ist reich an lebendigen Beispielen gefallener Menschen=Größe, und der Gekrönten ohne Kronen hat die schicksalschwere Zeit, in der wir leben, viele gemacht; aber der furchtbare Wechsel traf doch nur die Menschen. Dort zerschlug das Schicksal Herrscher und Thron und Reich und Volk zugleich. —

Delhi (am Jumna in der brittischen Präsidentschaft Calcutta) deckte, als es vor hundert Jahren der furchtbare Verheerer des Orients, Nadir Schah, mit seinen 200,000 Persern und Mogolen erstürmte, einen Raum von 20 englischen Quadratmeilen; es zählte fast 100,000 Häuser und mehr als 1000 Palläste. Der Eroberer gab die Stadt der Plünderung seiner Horden hin, ließ über 200,000 der vornehmsten Einwohner niedermetzeln, und vor seinem Abzuge steckte er die Metropole an 100 Enden in Brand. Blos allein aus den kaiserlichen Schlössern nahm er an geraubten Schätzen für 425 Millionen Thaler mit fort; unermeßlich, aber nicht zu berechnen, war die von seinem Heere weggeschleppte Beute. — Aus dem Schutt erhob sich Delhi nie wieder zu voriger Größe und Herrlichkeit; und was die Perser verschont, ging großentheils während der Periode des gänzlichen Verfalles des Mogulreichs, in den

Verwüstungen der Afghahnen und Maratten unter. Jetzt decken den Raum, den die Metropole sonst eingenommen, zu neun Zehntel Ruinen. —

Eine der pittoreskesten Ansichten aus dieser Trümmerwelt gibt das nebige Bild. Cootub-Minar, die thurmähnliche, runde Pyramide, war ehemals Grabmal der Kaiser. Die Spitze ist eingestürzt; und doch ragt sie, ganz aus Marmorblöcken gebaut, noch an viertehalb hundert Fuß hoch zu den Wolken. Das verfallene Gebäude neben an war ein kaiserlicher Pallast; seit 1747, seit dem Raubzug der Afghanen, die ihn anzündeten, ist er ein Bild grauenvoller Zerstörung.

XVI. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Gleich dem Leben eines großen Menschen, — voller Unfug und Unbändigkeit in seiner Kindheit, jach und kühn und zu allen Wagstücken fähig als Knabe, feurig und thatenschnell in seiner Jugend, durch bittere Erfahrungen und Nachdenken geläutert als Mann mit gesetztem Muthe einen festen Lebensplan verfolgend und sich ausbildend zur stillen Menschen-Größe, die Herrliches schafft und Segen streut ringsum, Undank und Vergessenheit erndtend im Alter — so ist das Bild des Rheins, des schönsten Stromes im Vaterlande!

Die wilden Knabenstreiche des großen Mannes erfährt man nur in seiner Heimath; so die des Rheins in den Thälern und Ebenen von Bündten, Sargans und im Rheinthal. Da wissen alle Bewohner von seinem Unfug zu erzählen. Und schwiegen sie, so gäben Zeugniß davon die Gründe an seinen Gestaden. Vom jungen Strom zerrissen und aus Furcht vor seinen verheerenden Einbrüchen fast verlassen, sind sie wenig angebaut und meist bloß als Gemeinde-Weidplätze benutzt. Berge von Kies und Felsstücken thürmen sich oft mitten in seinem breiten Bette auf, seiner unstäten Fluthen muthwillige Arbeit. Jeder anhaltende Regen, jeder warme Frühling, der die Schneefelder seiner Geburtsstätte, der Hochalpen, schmilzt, erzürnt ihn, wie den Knaben das versagende Wort der Magd, und aufgeschwollen im Nu überbraußt oft urplötzlich die Ufer und überschüttet die Matten weit und breit mit unfruchtbarem Gerölle und Kies. Auf der felsigen, von Thal und Höhe durchschnittenen Bahn stößt er in seinem Laufe bei jedem Schritte vorwärts auf Hindernisse, die ihn bald stauen, bald, wenn überwältigt, seinen Lauf beschleunigen. Stets wech-

XVI.



DER RHEINFALL BEY SCHAFFHAUSEN.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.



selt die Schnelligkeit seines Stroms und oft in ganz kurzer Strecke auf die überraschendste Weise. — Hier strömt er in Hast und gräbt beim geringsten Widerstand, der ihn empört, schreckliche Tiefen ein, reißt tief eingeschlagene Pfahlwände um, stürzt Schutzmauern nieder, unterwühlt die festesten Dämme und führt ganze Strecken angrenzenden Landes fort. Dort fließt er sanft und langsam; allein es ist nur scheinbare Sanftheit, denn ihm dient die Ruhe bloß dazu, die auf steilerer Strombahn fortgerissenen Steine und Erde in Sandbänke abzusetzen, welche bald sein Bette so erhöhen, daß er nicht mehr Raum in demselben findet; dann überströmt er es und gräbt sich in Triften und Feldern ein neues Rinnsal. Dort rauscht er in scharfen Winkeln dahin, und an solchen Stellen ist es, wo er am häufigsten Land weg führt und die furchtbarsten Zerstörungen anrichtet. Die Anwohner auf der ganzen Uferstrecke vom Bündtner Thal bis nach Rheineck sind in ununterbrochenem Kampfe mit dem Strome begriffen und beständig beschäftigt, seiner wilden Kraft durch Dämme und Schutzmauern zu wehren, oder sie zu mäßigen.

Erst von Rheineck an gewinnt der Strom ein freundlicheres Ansehen. Die glücklichen Bewohner seiner lachenden Ufer von Constanz bis Schaffhausen wissen wohl von seiner ungleichen Höhe und etwa von Ueberschwemmungen zu erzählen, aber wenig von so zerstörender Wuth. Er hat sich in dem Bodensee gewaschen. Das schmuzige Grau seiner Gewässer ist verwandelt in das schönste, reinste Blau, und verdoppelt in Breite und Tiefe entfließt er dieser zweiten Geburtsstätte und schlängelt sich freudig durch eines der schönsten Thäler der Erde. Zwischen hohen Borden fließt er anfangs majestätisch und sanft dahin, fahrbar für so große Flußschiffe, als er zwischen Mainz und Cöln trägt, und benutzt vom Handels- und Gewerbfleiße auf tausenderlei Weise. Seine Gestade bieten hier einen steten Wechsel der lieblichsten Ansichten. Dörfer und Flecken ohne Zahl lagern sich, zum Theil in Fruchthainen versteckt, an seinen Ufern und vor allen Häusern stehen Kähne oder Schiffe. Wo man hinblickt ist Leben, Thätigkeit und Wohlstand; überall ist Seegen des Rheins, wie früher überall Fluch und Zerstörung war.

Unfern Schaffhausen nimmt der Rhein abermals einen neuen Charakter an. Sein Bette verengt sich, die spiegelglatte Fläche fängt an sich zu furchen, das Rauschen der Gewässer wird lauter, immer schneller ihre Strömung. Mit reißender Eile wälzt er sich bei Stein über ein Felsenwehr; — doch nicht in jähem Sturze, sondern in sanft abschüssiger Richtung mit mächtigem Gewässer. Die Hinabfahrt der größten Fahrzeuge, obschon nicht ohne Gefahr, ist hier noch möglich. Von den Steiner Schnellen wälzt sich der Strom in einem sehr tiefen und großentheils sehr schmalen Felsenbette bis Schaffhausen fort. Hier endet die Fahrt mit größern Fahrzeugen gänzlich; denn die Natur macht sie in dem klippenvollen Bette bei den steten Krümmungen um Felsen bis zum Rheinfall hin unmöglich. Nur sehr schmale, lange Nachen, die man beim Herabfahren zu 2 oder 3 an einander bindet, wagen sich noch auf die tobenden Fluthen und dienen den Bewohnern beider Ufer zum Mittel des Verkehrs. Mit Blitzesschnelle tanzen sie den Strom hinab und mit jedem Augenblick wechseln den Schiffenden die Ansichten der immer wilder und ro-

mantischer werdenden Ufer. Bald wird der Donner des Rheinsturzes hörbar. Die Nachen suchen das Ufer und der schäumende Strom ist, eine Viertelstunde von Schaffhausen, gänzlich verlassen. —

Ein Spaziergang von einer halben Stunde führt den Wanderer von Schaffhausen auf der rechten Seite des Flusses dem alten Bergschlosse Laufen gegenüber zu jenem Becken hin, in welches sich der auf 300 Fuß eingeengte Strom über eine Felsenmauer von achtzig Fuß Höhe, durch zwei mitten aus den Strudeln hervorragenden Klippen ungleich in drei Theile zerspalten, siedend und dampfend herabstürzt. Ein Paar alte Mühlen sind fast in den Strom hineingebaut; und dicht dabei ist die Stelle, von der man die schönste Ansicht des erhabenen Schauspiels genießt. Sie war der Standpunkt für den Zeichner unsers Bildes.

Aber welches Bild wäre fähig, dieß Wunder der Natur treu zu veranschaulichen, welche Erinnerung so stark, es zu vergegenwärtigen in Worten? In unserm Erdtheil ist Nichts, was einen größern Begriff von der Kraft der Natur und der Allmacht ihres Schöpfers geben könnte, als der Anblick dieses ungeheuern Gewölbes von Schaumwogen, dieser donnernden Fluthenmasse, welche kochend, zischend, Wolken von Schaum dem Himmel zuspritzend, in den Abgrund dahinrollt. Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor; keiner, ohne im Innersten erschüttert zu werden, kann den tobenden Aufruhr der losgebundenen Kräfte betrachten. Selbst der schlaffste Geist wird des Wassergetümmels nicht satt werden, hundertmal kann man's sehen, und eben soviel mal wird der erste Eindruck neu und ungeschwächt wiederkehren. Dem Schauenden ist's, als ob er in Gottes heiligster Werkstatt sich befände, — er fühlt sich selbst nicht mehr, — seine ganze Seele ist nur Auge und Ohr. — Aufgelöst zu tausend Quellen, die Quellen zu Milliarden Wasserstäubchen, sieht er den majestätischen Strom aus dem Abgrund in Dampf und Rauch sich aufkräuseln und sich drehen wie im Wirbelwind das dürre Laub; der feste Boden unter seinen Füßen zittert und die das Getümmel der Gewässer überschauenden Felsen schütteln ihre schwarzen Häupter, gleichsam als entsetzten sie sich der Wuth des erzürnten Elements. Das Erbeben, das Donnerbrausen des Wassersturms über, um und unter ihn durchfährt seine Seele wie Musik der Cherubim und heilig! heilig! heilig! brüllt's und bebt's ihm durch Mark und Gebein.

Am Allererhabensten ist der Anblick in stiller, schweigsamer Nacht beim zitternden Lichte des Vollmondes. Dann erscheinen die grauen Felsen wie riesige Engel, die weißen Schaum- und Wasserstaubwolken wie deren Gewänder, und selbst der fühlloseste und ungläubigste Mensch kann sich der Schauer religiöser Gefühle nicht erwehren. Mancher hat an dieser Stelle gebetet, der nie betete, mancher stolze Wüstling und Bösewicht erflehete in heißen Thränen des Schmerzes, der Reue und der Wehmuth vom Ewigen hier ein Zeichen, daß er ihn höre. So öffnet der Anblick der unendlichen Kraft und Hoheit der Natur, vor welcher alles Hohe im Menschen verrinnt wie ein Tropfen im Meer, das zagende Herz der tröstenden Religion und führt den schwachen Sterblichen zum Glauben an Gott und die Ewigkeit.


Stadt-
bücherei
Elbing



TÂJ MAHAL, — AGRA,
Ostindien

Verlag der KUNSTANSTALT des Bibliogr. Instituts in Hildburghausen

XVII. Taj-Mahal in Agra.

Agra, in einer paradiesischen Gegend am Jumna, (einem Nebenflusse des Ganges) war einst Hauptstadt Hindostans. Nicht ganz so groß, aber noch prachtvoller, als Delhi, umschlossen seine Mauern 60,000 Häuser, 1900 Palläste, Tempel und öffentliche Bäder. Eine halbe Million Einwohner belebten seine Straßen, und Reichthum und Luxus hatten hier eine Höhe erreicht, welche unglaublich erscheinen würde, gäben nicht davon die meilenweiten Trümmer der meistens von weißem Marmor oder kostbarem röthlichen Porphyr aufgeführten Prachtgebäude noch heutigen Tages die unwiderlegbaren Beweise. Was die indische Geschichte uns von der Kaiserstadt ehemaligem Glanze und ihrer Herrlichkeit, an's Fabelhafte grenzend, erzählt, findet in den Trümmern derselben volle Bestätigung.

Die Blüthenzeit Agra's fällt in das 16. Jahrhundert. Unter der Regierung Akbar's, einem Enkel Baburs, des Stifters des Großmogulreichs, wurde es die Residenz der Kaiser, welchen Vorzug es später mit Delhi theilte. Die Erpressungen von 60 Millionen arbeitsamer Unterthanen, die ungeheuern Einkünfte von 10,000 Quadratmeilen Kornländereien, flossen hier zusammen und häuften, durch den verschwenderischen Kaiserhof eben so schnell, als sie einkamen, wieder vergeudet, binnen wenigen Jahrzehnden die größten Reichthümer unter den Einwohnern auf. — Agra's Glanz fing an zu erbleichen, als der grausame Usurpator Aureng-Zeyb sich das prächtige, jetzt auch verödete, Aurungabad als Residenz erbaute, als ihm, während seiner fünfzigjährigen Herrschaft, die meisten Großen dahin nachfolgten. Nach des Tyrannen Tode (1707) kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Von 12 seiner Nachfolger wurden 9 ermordet, oder kamen im Kampfe gegen innere und äußere Feinde um. Agra wechselte in dieser Zeit mehrmals die Herrschaft. Brandschatzungen und Erpressungen aller Art nahmen kein Ende. Die Dschaten, ein rohes, indisches Bergvolk, die allgemeine Verwirrung im Reiche benutzend, überfielen (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Kaiserstadt, nahmen sie mit stürmender Hand ein, plünderten und verheerten sie. Der furchtbare Nadir Schah mit seinen Persern, später die Afghanen

und Maratten vollendeten das Werk der Zerstörung. Mord, Raub und Brand herrschten, verwüsteten und verödeten damals das ganze herrliche Mogulreich und Agra und Delhi theilten nur das allgemeine Verderben. —

Jetzt ist Agra eine Kreisstadt des Brittischen Indiens, zur Präsidentschaft Calkutta gehörend. Die Bevölkerung ist bis auf 50,000 zusammengeschmolzen. Sie nährt sich größtentheils von Seide- und Baumwollweberei. In neuester Zeit hat sich indeß der Wohlstand der Einwohner unter dem wohlthätigen Einfluß der brittischen Herrschaft und des Friedens wieder gehoben, und auch ihre Anzahl nimmt wieder zu. — Aber niemal kann der Ort wieder werden, was er gewesen; denn sein Glanz war das ungeheure Erzeugniß der unumschränktesten Gewaltherrschaft, — das Produkt von Verhältnissen zwischen Beherrscher und Beherrschten, welche sich, zum Glück für die Menschheit, da, wo Englands Civilisation einmal Wurzel geschlagen, nicht wieder erneuern können. —

Agra's Trümmerwelt enthält die schönsten Denkmäler Indischer Baukunst, deren Betrachtung eben so sehr durch Großartigkeit der Anlage, als durch Erhabenheit des Styls, Staunen einflößt. — Das berühmteste, allbewundertste ist das Mausoleum der Kaiserin Zemani, — Taj-Mahal. Ganz von blendend weißem, fast durchsichtigem Alabaster erbaut, ist es, trotz seiner riesigen Verhältnisse, (sein Umfang mißt 1600 Fuß!) so kunstreich gearbeitet, daß in dieser Beziehung kein ähnliches Gebäude auf der Erde sich mit ihm vergleichen läßt. Alle Wände sind von außen und innen geschliffen und polirt, so vollkommen, daß man sich in ihnen wie in einem Spiegel besehen kann. Ein neuerer Reisebeschreiber, der es sah, bekennt, er habe, hingerissen von der wunderbaren Schönheit des Kunstwerks, geweint bei dem Gedanken, daß es schutzlos preis gegeben sei der Zerstörung der Zeit und der Elemente.

Der Mann, der dieses Denkmal menschlicher Kunst, mehr noch aber fürstlicher Eitelkeit und nutzloser Verschwendung, für seine Gemahlin aufrichten ließ, ist ein belehrendes, warnendes Beispiel der Veränderlichkeit irdischen Glücks. Sein Erbauer, Kaiser Jehan, der Vater des schrecklichen Aureng-Zeyb, starb, entthront und von Henkers Hand im Kerker.



XVIII.



Kunst. Anst. d. B. I. — SIBYLLEN-TEMPEL, TIVOLI — Eig. d. Verleger.

XVIII. Der Sybillentempel in Tivoli.

Tivoli, auf einem Hügel am Teverone, Hauptort eines Distrikts in der Campagna, achtzehn Miglien von Rom, ist merkwürdig durch seine herrliche Natur, seine gesunde Luft; — weltberühmt aber durch seine klassischen Erinnerungen. — Hier sind die Trümmer des alten Tibur mit seinen Tempeln und Pallästen, hier die Ruinen jener prachtvollen Villen, in welchen die Fürsten und Großen der weltbeherrschenden Roma die Sorgen der Staatsgeschäfte vergaßen und Alles vereinigten, was den Genuß des Lebens erheitern, verschönern und erhöhen konnte. In dieser entzückenden Gegend hatte Mäcen seine gepriesene Villa, in der er Roms größte Helden und Dichter der Augustäischen Zeit um sich versammelte; — hier hatte Horaz sein Landhaus und dichtete der erhabenen Natur, der Liebe und der Freundschaft ewige Lieder. Hier baute Kaiser Hadrian sein weltberühmtes Landhaus, ein eine Area von einer halben Stunde Umfang deckender Pallast, der Cirkus, Amphitheater, Naumachien, mehre Tempel und unzählige Säle, Grotten, Bäder in sich schloß, und in dem was die Kunst Herrlichstes, Schönstes in Griechenland, Asien, Afrika und Italien hervorgebracht, wie in einem Brennpunkte von dem kunstliebenden Kaiser zusammengestellt wurde. — Hier endlich ist der Ort, wo seit Jahrhunderten und jetzt noch die schönsten Bildwerke des Alterthums gefunden werden, welche die Museen Europa's füllen — jene unter der Aegide der Civilisation nun für immer vor Verlust bewahrten Schätze, der neuern Kunst Lehrer und Vorbilder zugleich. —

Unter all den Ueberbleibseln des alten Tiburs, von denen kaum eine ist, an die sich nicht kultur-, literär-, kunst- oder weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist eins, welches durch seine herrliche Lage, — hoch oben auf der Spitze eines steilen Felsens, gegenüber den Caskaden des Anio (jetzt Teverone) und durch seine reizende, alle Verhältnisse im schönsten Ebenmaaße zeigende Form Aller Augen anzieht und fesselt. Es ist der Gegenstand unseres Bildes, — ein kleiner runder Tempel von weißem Marmor, der Sybilla, nach Andern der Vesta geheiligt. Er ist unstreitig eines der schönsten Bauwerke der Augustäischen Zeit, an Reiz und Anmuth der Verhältnisse von keinem auf der Erde übertroffen. Noch im vorigen Jahrhunderte stand er unversehrt; es schien als ob die alles

zerstörende Zeit das liebliche Werk geflissentlich geschont hätte. Da kam ein reicher Britte, Lord Bristol, auf den wunderlichen Gedanken, aus seinem Parke in England sich ein Tivoli zu schaffen und, um die Täuschung, so zu sagen, selbst zu täuschen, die schönsten Bautrümmer des alten Tibur ihrem mütterlichen Boden zu entreißen und in sein Pseudo-Tibur zu versetzen. — Der Sybillentempel sollte zuerst auswandern. Gedacht, gethan. Er erkaufte denselben von einem Tibutiner Gastwirthe, auf dessem Boden er stand. Eine Schaar gedungener Steinmetzen fing an, den Tempel aus einander zu nehmen, — schon waren sechs der achtzehn korinthischen Säulen von ihren Fußgestellen entfernt, — schon das Dach und ein Dritttheil der Cella abgebrochen und fortgeschafft, als ein Bote aus Rom kam und die Fortsetzung des Zerstörungswerkes untersagte. Für die Wiederherstellung des herrlichen Denkmals geschah aber nichts. — Der langsam wirkenden Zeit bleibt zu vollenden überlassen, was die unverständige Kunstliebe des Britten begonnen hat.

Tibur's imposante Naturscenen, die weltberühmten Wasserstürze des Anio, überragt von den Trümmern der Mäcenischen Villa, werden wir, als Gegenstand eines besondern Bildes, später beschreiben.

XIX. Florenz.

Die Campagna um Florenz hat nicht das finstere, schwermüthige Ansehen, das Oede und Unheimliche der mit Ruinen und Denkmalen vergangener Jahrtausende übersäeten, menschenleeren Römischen. Milde, balsamische Lüfte, eine lachende, reizende Natur, thätige, lebensfrohe, schöngestaltete Menschen bewillkommnen dort den Reisenden und versetzen ihn in eine höhere, freudigere Stimmung.

So vorbereitet naht er der Hauptstadt Toskana's. Noch entzieht sie der letzte Hügel seinem Auge, bald ist dieser erstiegen und in einem reizenden Thale, zu beiden Seiten des Arno, zwischen Olivenhainen, Weinbergen und Orangengärten gebettet, liegt das an großen Erinnerungen so reiche Florenz in zauberischer Anmuth zu seinen Füßen.

Florenz, (ITAL. FIRENZE) jetzt in 10,000 Häusern etwa 85,000 Einwohner enthaltend, war einst, nächst Rom, die volkreichste Stadt Italiens. In den Zeiten des Mittelalters, unter dem Bürger- und Gemeinsinn aufregenden, zu



FLORENZ.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.


Stadt-
bücherei
Elbing

Anstrengung und Wagniß anspornenden Einfluß republikanischer Institutionen, schwang sich die Stadt zu einer großen politischen Macht empor, und zahllos sind die Heldenthaten, wozu die Freiheit ihre Bürger, die Gesammtheit wie die Einzelnen, begeisterte, durch welche sich ihre Geschichte so sehr verherrlicht. An dem langen Kampfe der Guelphen und Ghibellinen, welcher die Freistaaten Italiens zerfleischte, nahm auch das kriegerische Florenz den lebhaftesten Antheil; ja oft waren seine Marktplätze und Straßen den streitenden, unversöhnlichen Partheien das blutgetränkte Schlachtfeld. Aber nicht innere noch äußere Kriege waren vermögend es zu entkräftigen, und an der Hand der Freiheit schritt es Jahrhunderte lang unausgesetzt weiter auf der Bahn des Ruhms, des Reichthums und der politischen Größe. Der Unternehmungsgeist seiner Einwohner baute Häfen und Schiffswerfte am entlegenen Gestade, ihre Handelsgeschwader beschifften alle damals bekannten Küsten und Meere und beuteten friedlich erworbene Schätze aus den fernsten Ländern. Die Kriegsflotte des kleinen Staats war gefürchtet; sie schlug häufige Schlachten, oft siegreich, gegen das neidische zur See herrschende Pisa und gegen Venedig. Seine Kaufleute waren reicher als Fürsten und stolz wie Könige; Florenz beschickte mit seinen Gesandten alle europäischen Höfe, und auf die Beschlüsse der mächtigsten Herrscher blieb der Rath der kleinen Republik selten ohne Einfluß — nie ohne Gehör. — Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zählte Florenz achtzigtausend Bürger mit Wehr und Waffen und die Gesammtzahl seiner Einwohner überstieg 400,000.

Dieß war der Gipfel seiner Größe. Die Entdeckung von Amerika, die Auffindung des Weges um Afrika nach Ostindien, dieselben Ursachen, welche Venedig, Pisa, Genua die Quelle ihres Reichthums und ihrer Macht, — den Welthandel — entzogen, brachen auch die des stolzen Florenz. Die überreichen Kaufleute, welche bald keine Befriedigung ihrer Thätigkeit, keine Anwendung ihrer Kapitale mehr auf dem gewohnten Handelspfade fanden, suchten nun Sättigung ihres Ehrgeizes durch Erhebung über ihre Mitbürger, ihr Reichthum und ihre Schätze aber wendeten sich mit Prachtliebe und Geschmack der Kunst und der Wissenschaft zu. Die Massen der Bürger, sie wurden in eben dem Grade abhängiger, als die Quellen ihres Erwerbs im Auslande versiegten und sie wegen Arbeit und Verdienst nur auf reichere Mitbürger hingewiesen waren. Aus diesen, die Florentinische Bürgeroligarchie bildenden, sich einander oft in blutigen Kämpfen entgegenstehenden Geschlechtern, erhob sich endlich das Haus der Mediceer unter dem staatsklugen, durch seine Liebe für Wissenschaft und Kunst eben so, wie durch unermeßlichen Reichthum ausgezeichneten Cosmo zur einflußreichsten, und durch den seines großen Vaters würdigen Lorenzo, nach dem Sturze des rivalisirenden Hauses Pazzi, zur herrschenden Familie. Unter der Regierung seiner Nachfolger ging denn auch bald die Scheinfreiheit (für ein halbes Jahrhundert länger bestanden die republikanischen Formen) der Florentiner unter, und Pabst Clemens VII. ernannte 1531 Allessandro von Medicis, seinen natür-

lichen Sohn, zum ersten Herzog von Florenz. Dessen zweiter Nachfolger, Lorenzo der Prächtige — unter dessen Schirm Kunst und Wissen in Florenz zur höchsten Blüthe gelangten, war der erste Großherzog von Toskana.

Aus den eben geschilderten, in Bezug auf das öffentliche Leben so bewegungs= und wechselreichen Zeiten schreibt sich auch die heutige Gestalt der Stadt her, deren Gebäude großentheils zu Schutz und Trutz angelegt sind, wie es die damaligen Fehden und Kämpfe der Partheien nothwendig machten. Aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palladio in Venedig und andern italischen Städten hervorrief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene des männlichen Etruskischen Styls. Von dieser Art sind der Pallast Pitti (jetzt vom Großherzoge bewohnt, wo die herrliche Antiken= und Gemälde=Gallerie) die Palläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici) der alte Rathspallast am großen Stadtplatze und Andere mehr. Unter den Kirchen sind manche unvollendet geblieben. Die merkwürdigsten sind der Dom, ein riesenhaftes Gebäude mit seiner herrlichen Kuppel (auf unsern Bilde die hervorragendste) von innen und außen ganz mit köstlichem weißen und schwarzen Marmor bekleidet. Der Thurm ihr zur Seite ist der Glockenthurm, ein nach Giotto's Zeichnung aufgeführtes treffliches Werk. Die Kirche San Lorenzo, eine der prächtigsten Italiens, enthält die Gruft und die Monumente der ausgezeichnetsten Medici und die weltberühmten Statuen des Tages, der Nacht, der Dämmerung und der Morgenröthe von Michel Angelo. In dem dazu gehörigen Kloster befindet sich die Laurentinische Bibliothek, an alten Handschriften der classischen Literatur den reichsten Schatz auf der Erde enthaltend. Die vaterländischen Mausoleen des Galilei, Alfieri, Michel Angelo und Machiavell, dieser Riesen unter den Geistern, der Stolz der Florentiner für alle Zeiten, schmücken die Kirche des heiligen Kreuzes. Alle diese Tempel — nicht weniger wie die von S. Marco, Annunciata, S. Maria Novella, S. Spiritu, S. Trinita und die der Carmeliter sind wahre Museen der Kunst, in denen sich Pinsel und Meisel der ersten Meister Italiens verewigt haben. Von den zahlreichen Schätzen, welche die bereits erwähnte Gallerie im großherzogl. Pallaste enthält, führen wir hier nur die Madonna della Sedia und das Bild der Bäckerin (Fornarina) von Raphael und die Titianische Venus unter den Gemälden, unter den antiken Statuen die Mediceische Venus, die Gruppe der Niobe, die beiden Ringer, der Schleifer, Amor und Psyche als ihre Hauptzierden an. Weltberühmt sind unter den hier blühenden wissenschaftlichen und Kunstanstalten die Akademie der schönen Künste, in deren Direktoren Benvenuti und den kürzlich verstorbenen Raphael Morghen wir die ersten Maler und Kupferstecher der Gegenwart würdigen. Das großherzogliche Museum für Naturgeschichte in 40 Sälen, eines der reichsten der Erde, verdient Bewunderung. Die Theater, deren es mehre gibt, sind sämmtlich mit Pracht und Geschmack ausgestattet und bei dem allgemein verbreiteten Sinn für höhere Genüsse immer stark besucht. Wirklich haben Bildung, Kunstsinn und Geschmack, so früh genährt unter den Florentinern, hier so tiefe tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie, obschon die Herrlichkeit des





EATON - HALL, CHESHIRE,
ENGLAND.

Mediceischen Zeitalters längst untergegangen ist, und jetzt und damals wie Schatten und Wirklichkeit sich verhalten, unauslöschliche Spuren unter allen Classen, die untersten nicht ausgenommen, zurückließen. Am auffallendsten wird dieß dem Fremden in der Unterhaltung. Selbst des gemeinen Mannes Sprache ist rein und zierlich, an feinen und witzigen Wendungen reich. Das Volk ist heiter, lebensfroh und gefällig, wie in Italien überall; aber vor allen andern Stämmen zeichnet es sich aus durch Fleiß und Liebe für Industrie und Gewerbe. Die Florentiner Manufakturen in Seide, Metall, Alabaster und Mosaik; die hiesigen Kutschen, Strohgeflechte und musikalischen Instrumente werden von keinen in der Welt übertroffen; überhaupt werden alle zu den feinen Genüssen des Lebens dienenden Gegenstände hier und in der Gegend von berühmter Vortrefflichkeit gemacht. Diesem industriellen Sinn und Streben dankt Florenz die Bewahrung vor dem Schicksal mancher ehedem nicht weniger prachtvollen Städte Italiens, die menschenleer und öde, ihrem Verfall zueilen.

Eine Meierei dicht an der Stadt, das Casino genannt, von einem schönen Parke umgeben, ist der Lieblingsspaziergang der Florentiner. Von diesem Standpunkte aufgenommen hat sich der Leser die Ansicht zu denken, welche unsere Beschreibung begleitet. —

XX. Eaton Hall in Cheshire.

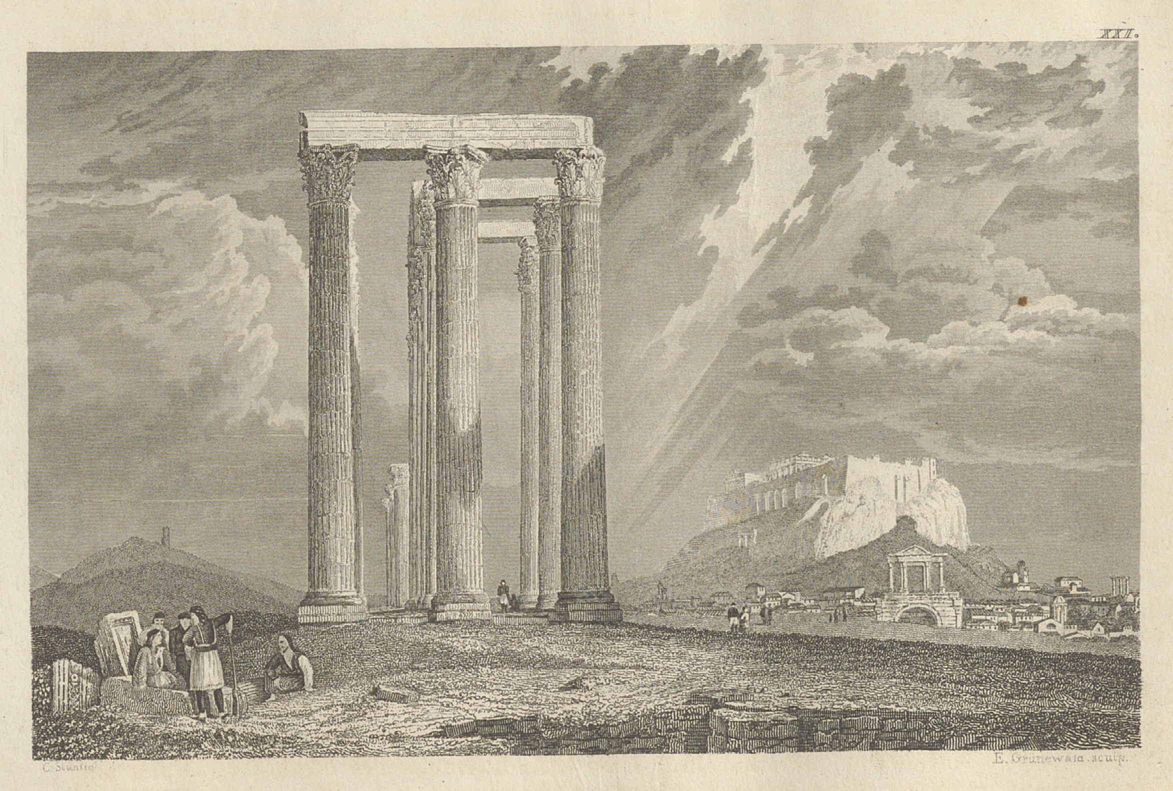
Den Luxus und die Pracht des brittischen Hochadels, dessen berühmteste Geschlechter unermeßliche Reichthümer und wahrhaft königliche Einkünfte besitzen, darf man nicht in ihren städtischen Wohnungen suchen. Erst in ihren Schlössern und Familiensitzen auf dem Lande, da, wo sie über eine Pächterbevölkerung gebieten, kann sich die feudalistische Herrlichkeit dieser stolzen Aristokraten entfalten. Die Menge der über ganz England zerstreuten, was Größe, Reichthum und Pracht betrifft, alles Aehnliche im übrigen Europa weit überbietenden Adelssitze gibt den imposantesten Begriff von der Macht des Standes, dem sie gehören, und lös't das Räthsel, wie es ihm möglich

gewesen, so lange einen fast unumschränkten Einfluß in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eines Landes zu behaupten, welches in seinen Institutionen alle Grundelemente der bürgerlichen Gleichheit seit Jahrhunderten besessen und bewahrt hat. —

Dreiviertel deutsche Meilen von Chester, der Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, liegt Eaton Hall, der Stammsitz der Grafenfamilie Grosvenor. — Inmitten eines herrlichen Parks von fast 6 Meilen im Umfang, mit breiten von einem Arme der Dee genährten Wasserflächen, natürlichem, von jeder Art Wild belebtem Forste, voll malerischer Thalschluchten, Felsen, Ruinen, Gründen und Auen erhebt sich auf einem mit Blumenterrassen und Rasenplätzen eingefaßtem Hügel das die weitesten Aussichten beherrschende Schloß, in alterthümlicher, pittoresker Bauart und von majestätischer Größe. Der jetzige Besitzer errichtete es vor etwa zwanzig Jahren auf der Stelle der alten gräflichen Wohnung. Ein treffliches Muster gothischer Bauart, der York-Münster, diente als Vorbild und Eaton-Hall wird allgemein als das Gelungenste betrachtet, was die neueste Architektur in diesem Style hervorgebracht hat. Ihm entspricht das Innere des Gebäudes vollkommen. Alle Gemächer sind mit vielfarbiger Marmormosaik getäfelt, Gobelins bedecken die Wände, die Platfonds kostbares Schnitzwerk; im Geschmacke der Zeit, welche das Aeußere des Schlosses andeutet, sind alle Möbel, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Bequemlichkeit herab, geformt. Die Fenster sind von buntfarbigem Glase, und mit den schönsten Malereien, das Beste was diese neu aufgefundene Kunst hervorgebracht hat, geschmückt. Auf die Größe des Gebäudes kann man aus der Angabe schließen, daß es, außer 40 Zimmern, drei große Säle, jeden von 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, mehre Bäder, Vivarium, Gemälde- und Antikengallerie und eine große Bibliothek, die, jetzt zum Theil in des Eigners Pallast in der Hauptstadt aufgestellt, über 60,000 Pfund Sterling an Werth geschätzt wird, enthält. Die Gemäldesammlung der Grafen ist als eine der schönsten bekannt. Sie enthält herrliche Werke von Raphael und Correggio. Gegenwärtig ist auch sie in London aufgestellt und dort dem Besuche jedes Kunstfreundes offen.


Stadt-
bücherei
Elbing

XXI.



C. Stanfield E. Grünewald sculp.

ATHEN,

von den Ruinen des JUPITER-TEMPELS aus.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliog. Inst. i. Hildbgh. Eigenthum d. Verleger.

XXI. Athen.

Wir betreten einen geweiheten Boden. Griechenland — Athen sind für jeden edlern Menschen heilige Namen! — Zwei Völker strahlen am Firmamente der Geschichte der Menschheit als Sterne erster Größe. Es sind die Stifter und die Erhalter jener Kultur, deren Früchte die Gegenwart genießt und welche den Geschlechtern der fernsten Zukunft noch reiche Aerndten verheißt. Die Griechen und die Römer sind diese Völker. Das edle Gewächs der Civilisation, — die Letztern hatten es sich angeeignet, bewahrt, gepflegt, als Beherrscher der halben Welt über Europa verbreitet; aber in Hellas war es heimisch — da hatten jene es gefunden, da hatte es gekeimt, da war es groß geworden und zur schönsten Blüthe entfaltet.

Der Boden, auf dem die Pflanze gedieh, — allein gedeihen konnte, — er war die Freiheit! Kein Volk der Erde besaß je so viel Freiheit, als die Griechen, keins war ihrer so würdig, keins auch hat sie so zu schätzen gewußt. Es war nicht jene Freiheit, die blos in der Verfassung besteht; — jene höhere, reinere, göttlichere war's, welche des Menschen, der sie erworben, ganze Denk- und Empfindungsweise durchdringt; welche, jeder vorgeschriebenen Entwickelung Feind, keine Kraft, weder der Seele noch des Körpers, unentwickelt läßt; welche jedem Bürger, jeder Gemeinde, jedem Volksstamm selbstständige Ausbildung sichert; welche, als Produkt des Gemisches der von ihr scharf und eigenthümlich ausgeprägten Charaktere, die schaffende, gewaltige Regsamkeit, die Vielseitigkeit und das stolze Selbstgefühl erweckt, das rastlose Streben Aller nach Veredlung und Vervollkommnung hervorbringt, — kurz, alle die Eigenschaften, welche wir im Volke des alten Hellas anstaunen und bewundern, aber, entmannt und gefangen im Labyrinthe der Vorurtheile und des Wahns, uns unmöglich aneignen können. —

Unter allen griechischen Freistaaten war Athen derjenige, in welchem das Licht ächt-menschlicher Geistesbildung am hellsten, am freundlichsten und am längsten leuchtete. Diese alte Metropole des Reiches der Kunst und des Wissens führt ihre Entstehung in die Fabelzeit des Cekrops, eines Colonistenhäuptlings aus Aegypten (1500 Jahre vor Christo) zurück, der auf dem Felsen der heutigen Akropolis sich eine Burg erbaute, welche, so wie die werdende Stadt an ihrem Fuße, den Namen Cekropia erhielt. Später verwandelte sich dieser, zu Ehren der Schutzgöttin des Orts, der Minerva, die bei den Hellenen Athenä hieß, in denjenigen, welchen sie noch trägt. Einige Jahr-

hunderte lang war die Stadt auf den Umfang des Felsens eingeschränkt, der die Ebene überragt; später überbaute man diese und von jener Zeit an unterschied man die Akro= und Katopolis als obere und untere Stadt. Als Athen an Einwohnerzahl, an Macht und Größe immer mehr zunahm, wurden (es liegt vier Stunden vom Meere) durch ungeheure Mauern die Häfen Piräus, Munychia und Phalerus mit ihm vereinigt.

Die Geschichte Athens zerfällt in drei Hauptperioden. Die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Perserkriege. — 300 Jahre lang nach seiner Erbauung, unter des Cekrops Nachfolgern, unumschränkten Königen gehorchend, erhielt es durch Theseus die Grundlage seiner nachherigen republikanischen Verfassung. Gleichwohl hießen die Regenten des Staats noch eine Zeitlang Könige, bis nach des tugendhaften Codrus Aufopferung (1070 vor Christo) die Königswürde, der nach ihm keiner sich werth glaubte, abgeschafft und die Regierung dem Wahl=Rathe der Archonten anvertraut wurde. Innere Zwistigkeiten, Ursache der Bedrückungen der Geldaristokraten, brachten Athen an den Rand des Verderbens; neu geboren und kräftig erhob es aus dieser gefährlichen Lage sein Bürger Solon, dessen Name unter den Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Er gab den Athenern die freieste Verfassung und Gesetze (um 590 v. Chr.) welche, die reinste Humanität athmend, das Glück seiner Mitbürger auf späte Zeiten begründeten und deren bildender Geist auch dann noch segnend fortwirkte, als der Einfluß der Zeit und die Stürme des Kriegs die Formen seiner Verfassung längst zerschlagen hatten. — Noch zu Solon's Lebzeiten warf sich zwar Pisistratus, der Häuptling einer der durch den Weisen versöhnten Bürgerparteien zum Alleinherrscher auf; aber klug achtete er die republikanischen Formen und Gesetze, und schon unter der Regierung seiner Söhne, von denen der eine erschlagen wurde, der andere, vertrieben, zum Perserkönige Darius floh, gelangten die Athener wieder zum Genuß der vollen Freiheit. — Athen erhob sich zur ersten Stadt in Attika. Künste und Wissenschaften blüheten auf, der Handel bereicherte seine Einwohner und vermehrte seine Macht. Es baute Flotten und durch seine Colonieen und Faktoreien an den Küsten des mittelländischen Meeres legte es die Keime der griechischen Kultur im ganzen Abendlande.

Aber jetzt erhob sich im Osten ein Kriegswetter, welches Athen, das Griechenvolk und seine Kultur zu vertilgen drohte. — Das größte damalige Reich der Erde, vom unumschränkten Willen eines Einzigen bewegt, stand in Waffen, um eine Schmach zu rächen, welche ihm republikanischer Uebermuth der Athener zugefügt hatte. Diese hatten einen Aufstand der griechischen, persischer Botmäßigkeit unterworfenen Pflanzstädte in Kleinasien unterstützt, die Boten Persiens, welche Genugthuung forderten, beschimpft und verhöhnt; eine neue Gesandtschaft, welche dem Völklein als Buße Unterwerfung befahl und von ihm, als Zeichen derselben, Erde und Wasser forderte, in stolzem gräßlichen Hohne, ersäufen und lebendig begraben lassen. Darius Hystaspes entsendete seine Myriaden über

den Hellespont, Vertilgung den Hochmüthigen und der ganzen Stammverwandtschaft schwörend. Der persische Krieg hatte begonnen.

Mit ihm hebt die zweite der drei Hauptepochen der athenischen Geschichte an. Sie reicht von 584 bis 450 v. Chr. — bis auf Perikles. Es ist die Zeit der höchsten Gefahr, des höchsten Ruhms, der höchsten Glorie für Athen und ganz Hellas. — Es gibt gewiß überhaupt keinen erhebendern Anblick, als den eines kleinen Volkes, das mit Heldenmuth und Todesverachtung für sein köstlichstes Gut, die Freiheit, gegen äussere Uebermacht kämpft; aber im ganzen Laufe der Weltgeschichte zeigt kein Kampf dieser Art ein so ungeheures Mißverhältniß zwischen den Kräften der Streitenden, eine so erhabene Begeisterung, solche Ausdauer und Beständigkeit von Seiten der Schwächern und in keinem war an seine Entscheidung eine so unermeßliche Folgenreihe geknüpft. Was wären wir, was Europa jetzt, hätten die Perser gesiegt, die Pflanze der griechischen Kultur bei ihrem ersten Knospentreiben mit dem Volke selbst ausgerottet, und die Abendländer mit ihren Heeren überzogen? „Alsdann," sagt unübertrefflich der größte Historiker unserer Zeit, „hätte kein Phidias und kein Praxiteles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt. Kein Herodot, kein Xenophon hätte mit ferntönender Stimme große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätten Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates, kein Epaminondas durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der damals noch rohe, wilde Römer — wäre er aufgekommen gegen die Persermacht — hätte keine Sänftigung durch der griechischen Muse Lied, keine Milde durch griechische Kunst und Wissenschaft und Sitte erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen und — es wäre denn, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz andern Wege, doch immer viel später, dieß Wunder gewirkt — selbst die neuere Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen Beiden gelegenen Nacht, durch so viele und so innige Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon und bei Salamis und bei Platää die Freiheit siegte."

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen — so setzen wir mit ihm hinzu, — hätte die gemeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, die Flamme der höchsten Begeisterung und der heldenmüthigsten Resignation alles Irdischen, des unbeugsamsten Selbstgefühls bei ihnen entzündet und jede menschliche Kraft in höchster Potenz entfaltet, dann hätten sie das Größte nicht geleistet und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhmes erfüllt, deren Schranken sich jetzt für sie aufthaten. — Sichtbar lenkte eine solche Verkettung der Umstände für den höchsten Zweck der Menschheit der Arm der ewigen Weisheit! —

Dem Heere des Darius, zur Züchtigung und Unterjochung Griechenlands gesendet, gingen Schrecken und Entsetzen voraus. Die Völker Thraciens, Macedoniens, Thessaliens unterwarfen sich — siegesstolz betraten die

Perser das kleine Attika. Widerstand mit Erfolg schien unmöglich; Furcht und Muthlosigkeit ergriff die hülflos preisgegebenen Gemeinden an den Marken; manche bot, Verderben abzuwenden, schon freiwillig zum Joch sich dar. In diesem kritischen Momente erhob sich Athen. Höchster Begeisterung voll, wenn Sieg nicht möglich, doch frei zu sterben entschlossen, zogen alle seine Bürger, 9000 an der Zahl aus, dem zwanzigmal stärkern Feinde, und, aller menschlichen Berechnung nach, dem sichern Tode entgegen. Das große Beispiel weckte in Plataä und andern Städten Attika's gleichen Heldenmuth. Bei Marathon traf der Griechen kleine Schaar auf des Darius zahlloses Heer. Miltiades, der atheniſche Feldherr, griff die erstaunten Perser an, und deren vollständige Niederlage bewies, daß die Gewalt hoher, feuriger Begeisterung zuweilen vermag, was der berechnende Verstand nie wagen darf; und die moralische Kraft undisciplinirter Haufen im Kriege gegen die physische Uebermacht wohldressirter Massen manchmal Wunder thun kann. — Der Sieg bei Marathon, der schönste den jemals ein Volk errungen und dessen Ruhm den Athenern fast ausschließlich gebührte, war der strahlende Anfang jener Reihe von Großthaten, welche die Griechen in ihrem ewig denkwürdigen, langen Kampfe mit den Persern verherrlicht haben. Seine erste Frucht war eine kurze Waffenruhe; doch war vorauszusehen, daß die Perser die Schmach der Niederlage furchtbar zu rächen mit um so größerer Macht wiederkommen würden. Bald wälzten sich auch die ungezählten Schaaren des Xerxes, Darius Nachfolgers, dräuend heran. Sieben Tage und Nächte währte der Zug der Krieger, welchen das große Reich gegen das kleine Griechenland aussendete, über die Brücke, die der Perserkönig über den Hellespont geschlagen; einen Monat dauerte der Zug des Trosses und Heergeräths. Eine ungeheure Flotte, größer als sie je das Meer getragen, folgte den Bewegungen der Landmacht. Nie, zu keiner Zeit, weder früher noch später, hat man wieder von einem solchen Zuge gehört, der groß genug schien, die Welt zu erobern, aber zu klein war, ein Heldenvolk, das für seine Freiheit in den Tod zu gehen bereit ist, zu unterjochen. Langsam ergoß er sich in die Fluren Thessaliens; Verwüstung, Mord und Entsetzen, die Begleiter seiner Schritte. Am Oeta führt ein enger Gebirgspaß von Thessalien nach Attika; — die Thermopylen. Ich schweige von des Leonidas und seiner dreihundert Spartaner That, der für alle Zeiten gepriesenen, gethan an dieser Pforte des alten Hellas. Jeder weiß sie. O, ihre Wirkung war größer, als die des glorreichsten Sieges! Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Die Mauern seiner Städte mochten sie wohl brechen, aber nicht den Heldensinn des griechischen Volkes. Als großes Beispiel für alle in gleicher Lage faßten die berathschlagenden Bürger Athens den Entschluß, ihre Häuser, Tempel, die Gräber ihrer Vorfahren zu verlassen, sich aus der unhaltbaren Stadt auf ihre Schiffe zurückzuziehen und dort, mit den andern hellenischen Geschwadern vereinigt, zu berathen, was zur Rettung des Vaterlandes zu thun sei. Greise, Weiber und Kinder, die zurückblieben, dem Tode geweiht, wurden von den Persern erwürgt; Athen selbst verwüstet und verbrannt. Herrlich lohnte sich diese heldenmüthige Aufopferung den Griechen, unter Themistokles Leitung, durch den großen Seesieg bei

Salamis, der den Perserkönig mit solchem Entsetzen erfüllte, daß er Griechenland mit dem größten Theil seiner Macht eiligst verließ, seinen Feldherrn Mardonius mit 200,000 Mann im Lande, zu dessen Verwüstung beauftragt, zurücklassend. Die Vernichtungsschlacht bei Platäa befreiete bald darauf Athen und Griechenland auch von dieser Gefahr und gab ihnen die ganze Beute der Perser zurück, zugleich Schätze in Menge und unermeßliches Heergeräth.

Jetzt veränderte sich der Charakter des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen; er wurde nun ein Angriffs- und Rachekrieg. Auch in diesem war Athen die Seele und spielte es die Hauptrolle. Befreiung aller griechischen Colonien in Kleinasien von persischer Herrschaft, Vertreibung der Perser von allen Inseln des mittelländischen Meeres, gänzliche Vernichtung ihrer Seemacht, Unfähigmachen derselben für immer zu künftigen Angriffen auf Griechenland, war der Zweck des kleinen Freistaatenbundes und er wurde unter der Anführung der Athener Aristides und Cimon glorreich errungen. Der Friede, den letztgenannter Feldherr mit Artaxerxes Longimanus, dem Sohne jenes Xerxes, welcher ganz Hellas Fesseln zugedacht, schloß, sicherte allen im Umfange seines großen Reichs gelegenen griechischen Colonien völlige Freiheit und Unabhängigkeit zu; kein persisches Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Gewässern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagereisen den Jonischen Küsten nahen. So endete nach 50jähriger Dauer ein Krieg, für die Hellenen der gefahr- und ruhmvollste, der je zwischen Volk und Volk auf Erden gekämpft worden.

Den Athenern, als es Todesgefahren zu bestehen und Alles aufzuopfern galt, stets die Vordersten in diesem Kriege, wurde auch der reichste Antheil an seinen Früchten. Die unermeßliche Perserbeute machte sie reich, und bald stieg die Stadt der Minerva wieder weit schöner, größer, prächtiger aus ihrem Schutte hervor, als sie früher gewesen. Athens schönste Blüthenzeit hatte begonnen. Die reichen Bürger, mit der Kraft und dem Selbstgefühl der Helden, strebten jetzt nach höhern Dingen. Themistokles, der Sieger von Salamis, im Bürgerrathe der Erste, wie er es im Kriege gewesen, vereinigte den dritten Hafen Phalerus mit Athen und führte die von den Persern niedergestürzten Mauern, welche die Stadt mit jenen in Verbindung setzten, von so ungeheurer Stärke neu auf, daß die Trümmer noch nach Jahrtausenden als Cyklopenwerke erscheinen. Zwei Wagen konnten sich auf ihrem Scheitel ausweichen, so breit waren sie. Der Handel, die Seemacht Athens erreichten eine kaum glaubliche Größe. Mit jenem in gleichem Verhältniß wuchs die Stadt, die Zahl ihrer Einwohner. Alle Länder des mittelländischen und schwarzen Meeres, an deren Küsten sie, oder ihre Verbündeten, die Herren spielten, ergossen die Schätze des Verkehrs in die Hauptstadt Attikas, jetzt, neben Tyrus und Carthago, der größte Stapelplatz der damals bekannten Erde. Tempel, Amphitheater, Rennbahnen, die herrlichsten Gebäude für öffentlichen Unterricht, erhoben sich mit unübertroffenem Geschmack und gleich unübertroffener Pracht in allen Theilen der Stadt. Die Küste rings umher war mit Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Akropolis wurde unter dem Primat des Perikles eine

Stadt von Tempeln, und selbst die sie umgebenden Werke kriegerischer Abwehr wurden, mit unerhörter Verschwendung von Blöcken des kostbarsten Marmors und mit den herrlichsten Werken der Bildhauerkunst geschmückt, aufgeführt. Sie schlossen das Erhabenste, Vortrefflichste ein, was die bildendste Kunst unter irgend einem Volke und zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat. Hier stand das Parthenon, oder der Tempel der Minerva, dieses Gebäude, welches noch in seinen Trümmern, (die auf unserm Bilde, die Festungsmauern überragend, sichtbar werden) die Bewunderung der Welt ist; in ihm die Bildsäule der Minerva von Phidias, dem Homer der Kunst, nebst seinem Jupiter, das erhabenste Werk der Bildhauerei aller Zeiten, von Elfenbein gebildet, 46 Fuß hoch, ganz mit gediegenem Golde, für mehr als eine Million Thaler an Werth, überzogen. — Das Parthenon hatte sich bis vor anderthalb Jahrhunderten fast unversehrt erhalten. Im Kriege der Türken mit den Venetianern diente es erstern zum Pulvermagazin; eine Bombe sprengte es in die Luft und hinterließ nichts als die herrliche Trümmer.

Die Propyläen, majestätische Säulenhallen von Phrygischem Marmor, von denen noch 6 Colonnen, zum Theil vermauert, zum Theil außerhalb der Mauern (vergl. den Stahlstich) aus tiefem Schutte sich erheben, bildeten zum Parthenon den dem Hauptgebäude würdigen Eingang. Nördlich von diesem (die hintere, die Akropolismauern überragende Ruine auf unserm Bilde) stand das Erechtheum, — ein Doppeltempel, Jonischer Bauart, von Alabaster, — der eine der Minerva Polias, der andere dem Pandrosus geheiligt. Die südliche Fronte dieses bewunderten Gebäudes wurde durch weibliche Säulenstatüen (Caryatiden) von 25 Fuß Höhe, jede aus einem Marmorblock gebildet, getragen, noch jetzt, obschon verstümmelt und durch den 2000jährigen Einfluß der Zeit und der Elemente verwittert, die Bewunderung der Kunst. Auf der vordern Seite der Akropolis, an jedem Ende derselben, standen zwei Theater, das eine von Phrygischem bunten Marmor, das andere aus Alabaster errichtet. Letzteres (das Odeum) war den Singspielen, jenes dem eigentlichen Schauspiel gewidmet und dem Bacchus geweiht. Von beiden ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Noch vor 300 Jahren waren die kolossalen Trümmer Gegenstände des Staunens für alle Reisenden; sie wurden von den Türken bei Aenderung der Festungswerke, welche die Einführung des Geschützes der neuern Kriegskunst nothwendig machte, abgebrochen und als Baumaterial benutzt. Die schönsten Basreliefs, Fragmente der kostbarsten Bildhauerarbeit, sind in den damals aufgerichteten Mauern überall noch sichtbar. In der untern Stadt zeichneten sich zur Zeit des Perikles eine Menge kaum weniger prachtvollen Gebäude aus, von denen aber meistens nur dürftige Anzeichen, — einzelne aus dem Schutte, oder aus neuern Gebäuden hervorragende Säulen, und hier und da Theile von Substruktionen, auf unsere Zeit gekommen sind. Am bemerkenswerthsten sind die Laterne des Demosthenes, ein wunderschöner Tempel, jetzt im Hofe des Kapuzinerklosters stehend und von den Mönchen als Heumagazin benutzt, — vor allen aber das Hauptthor der Minervenstadt, mit seinem herrlichen Portikus, vom Kaiser Hadrian erneuert, das best-erhaltene Bauwerk der atheniſchen

Vorzeit — nach 16 Jahrhunderten des Kriegs und der Zerstörung Staunen und Bewunderung jedes Beschauers erweckend. Das Thor ist aus Marmorfelsblöcken von so ungeheurer Größe gewölbt, die Wölbung selbst ist von solcher Kühnheit, die Arbeit so vortrefflich, daß man nicht begreift, wie Menschenhände solches Werk aufrichten konnten. Und wenn nach künftigen Jahrtausenden selbst die Wunderbauten der Akropolis bis zur letzten Spur verschwunden sind, dieses Thor wird noch der erstaunten Nachwelt sagen, wo Athen gestanden. —

Die Hügel außerhalb der Stadtmauern waren mit großartigen Werken der Baukunst, meistens öffentlichen Zwecken geweiht, gekrönt. Die alten Philosophen und akademischen Lehrer pflegten sich bekanntlich nicht in dumpfige Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich am liebsten im Freien auf. Sie lehrten unter freiem Himmel, auf mit Säulenhallen zum Schutz gegen üble Witterung umgebenen anmuthigen Hügeln. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, das Lyceum, wo Aristoteles Weisheit vortrug, der Hügel des Cynosarges, des Stifters der Cynischen Schule und andere mehre. — Andere Partien der reizenden Umgebungen der Stadt dienten zu politischen Versammlungen und waren mit angemessenen Gebäuden im erhabensten Style geziert. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, (jetzt der Begräbnißplatz der Türken) wo der oberste Rath der Richter seine Entscheidungen aussprach; das Haus des Senats, das Prytaneum, der Pnyx, eine Anhöhe, auf welcher das freie Volk von Athen seine Urversammlungen hielt und rathschlagte. Von allen diesen Gebäuden und Hallen sind nichts oder nur halb vergrabene, aus Gestrüpp und Dornen hervorragende, zerschlagene Säulen und Fragmente von den verschiedensten Bildhauerarbeiten, die zu ihrer Verzierung dienten, übrig; von vielen ist selbst der Ort, wo sie gestanden, ungewiß. Am besten erhalten ist der Pnyx, der Versammlungsort des Volks. Noch sieht man den im Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an den Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und über Anstand und Ordnung bei den Berathungen zu wachen hatten. Keins aller übrigen Denkmäler des Alterthums außerhalb der Stadtmauern fesselt aber so sehr das Auge und erregt Staunen und Bewunderung in solchem Grade, als die, einen Hügel ½ Stunde von der Stadt krönenden Trümmer des Tempels des olympischen Jupiter. Dieses weltberühmte Gebäude, der Stolz der Athener und das größte Meisterwerk der Architektur, übertraf alle übrigen, das Parthenon selbst nicht ausgenommen, an Pracht und an Schönheit. Unermeßliche Summen wurden fünf Jahrhunderte hindurch (erst zur Zeit Hadrians wurde der Ausbau vollendet) auf seine Vergrößerung und Verschönerung verwendet. Es wurde getragen von 120 kannelirten Säulen aus parischem Marmor, jede 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Den geheiligten Boden umzog eine Mauer aus Marmorblöcken, nach innen eine runde Säulenhalle von unendlicher Schönheit darstellend. Das ganze Gebäude hatte über eine halbe Stunde im Umfang. Auf seiner Zinne stand die berühmte Statue des olympischen Jupiter, 60 Fuß hoch, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Das Innere des Tempels schmück-

ten die schönsten Gemälde und Statuen der größten Meister Griechenlands. Von diesem Wunderwerke (dessen Ueberreste unser treffliches Bild auf das Treueste vergegenwärtigt), stehen jetzt noch 16 Säulen aufrecht; Trümmer anderer, Bruchstücke von Capitälern und Verzierungen liegen umher; einzelne Fußgestelle, mit Gras und rankigem Gestrüpp überwachsen, sind noch sichtbar; aber von den zahllosen Bildwerken, die ihn schmückten, ist keine Spur mehr vorhanden. — Besser erhalten ist der Tempel des Theseus, an dem in neuester Zeit die Baukunst in Wien und München sich in Nachbildungen versucht hat. — Vom herrlichen Pantheon, dem allen Göttern geheiligten großen Tempel, ist fast nichts mehr übrig; eine Copie desselben ist das Pantheon zu Rom.

Wir kehren zurück zu dem Versuche der gedrängtesten Darstellung der Lebensschicksale des Volks, das so Herrliches geschaffen; wenige Züge werden für unsern Zweck genügen.

Die Perserkriege hatten, wie wir gesehen, Athen auf den Gipfel der politischen Größe erhoben und zum Besitz unermeßlicher Reichthümer gebracht. Sein Einfluß gebot in ganz Attika, sein Glanz stellte die übrigen griechischen Freistaaten in Schatten; selbst der Spartaner Ruhm wurde durch den Athens überstrahlt. Alles dieß erregte den Neid der übrigen Stämme eines Volks auf, das mit dem erhöhten Gefühl der Kraft auch unbändigere Leidenschaften bekommen hatte. Collisionen der Interessen entstanden, und als allmählich unter dem Einfluß des durch den Reichthum geschaffenen Luxus die republikanischen Tugenden der Selbstverleugnung und reinen Vaterlandsliebe mehr und mehr verdrängt wurden, führte, in den Verhältnissen der Freistaaten zu einander, eine von der Selbstsucht geleitete gemeine Politik die Zügel. Intriguen entspannen sich, Spaltungen entstanden, die Furie der Zwietracht entzündete endlich die Fackel, welche in dem Lande der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides einer fast ununterbrochenen Reihe innerer Kriege leuchtete, in welchen das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte bis zur Erschöpfung dahin strömte, und die ihren Untergang vorbereiteten. Mit dem großen Peloponnesischen Kriege, in welchem Athen und Sparta um das Primat Griechenland stritten, beginnt die dritte und letzte Epoche der Geschichte Athens als Staat; sie wird durch die Eroberung und Zerstörung von Korinth durch die Römer (146 Jahre vor Chr.) von welcher Zeit an ganz Hellas bis zur Auflösung des Reichs durch die Barbaren als römische Provinz erscheint, geschlossen.

Jener Krieg demüthigte Athen, und erhob Sparta auf den Platz, den es eingenommen. Dagegen mußte sich bei des Kampfgeschickes Wechsel Sparta unter Thebens große Männer beugen. Entkräftung war bereits in allen Freistaaten fühlbar geworden, als im Norden, in Macedonien, unter Philipps Zepter, sich ein erobernder Staat bildete, der seine Ausdehnung im schönen Hellas suchte. Die Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) gab ihm die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens waren die Versuche der Hellenen, sich nach Philipps Tode wieder frei zu machen. Sie scheiterten an der Klippe des innern Zwiespalts, und der mächtige Genius des jungen

Alexander schlug sie zu Boden. Thebens Zerstörung war dem unruhigen, immer unzufriedenen Griechenvolke ein Warnungsmal vor ähnlichen Versuchen, so lange Alexander lebte. Nach seinem Tode flackerte das Streben nach Freiheit abermals auf. Die meisten Städte Griechenlands vereinigten sich, im achäischen Bunde, zum Kriege gegen Macedonien, als dessen Beherrscher, der jüngere Philipp, im Kampfe mit Rom verwickelt war. Macedonien unterlag und wurde römische Provinz, der achäische Bund von den siegenden Römern anerkannt. Noch einmal genossen die Griechen der Freiheit; aber sie waren ihrer nicht länger würdig. Den Heldencharakter des Volks hatten Luxus, Verweichlichung, die Laster des Orients, die es auf seinen Kriegszügen kennen gelernt und bis zur höchsten Verfeinerung gepflegt hatte, bis auf wenige Spuren verwischt. Verrätherei und Treulosigkeit gaben den mächtigen Römern bald herrschenden Einfluß in allen Angelegenheiten und Händeln der Griechischen Staaten unter sich und mit dem Auslande. Die Römer, dem Namen nach Bundesgenossen, spielten die Diktatoren. Zu spät erkannten jetzt die Hellenen den Abgrund, in den sie versunken. Zum letztenmale auf 2 Jahrtausende entflammte der alte Geist — das kleine Hellas erhob den Schild gegen das allmächtige Rom. Aber die alte Kraft, die solchem Kampfe eine Möglichkeit des Gelingens geben konnte, war längst dahin. Die Verbündeten, in Corinth eingeschlossen, erlagen der Uebermacht; sie fielen unter dem Schwerdte der Ueberwinder; das herrliche Corinth selbst ging in Flammen auf. Griechenland versank in römische Knechtschaft und sogar sein Name erlosch. Es wurde, unter dem Namen Achaja, eine römische Präfektur.

Hellas hatte politisch aufgehört zu seyn; aber griechische Kunst und griechisches Wissen eroberten jetzt auf den Fittigen des römischen Adlers die Welt. Das Volk der Griechen, das entartete, kroch vor seinen Ueberwindern demüthig im Staube; aber vor dem Throne der Hellenischen Wissenschaft und Kunst beugten die stolzen Sieger das Haupt. Sie verschmäheten es nicht, Schüler der Besiegten zu werden, und römische Imperatoren kamen und hörten in den Hörsälen der Philosophen zu Athen die Lehren des Plato und Aristoteles. Von den zahllosen Kunstschätzen wanderten viele, als Weihgeschenke, oder als Trophäen, nach Rom, und von da in die Provinzen des römischen Westens, überall lehrend, bildend, Nacheiferung erweckend. Die griechische Sprache wurde römische Hofsprache, ihre Kenntniß dadurch allen Gebildeten Bedürfniß, und eben dadurch Geschmack an griechischer Literatur überall geweckt und genährt. Athen war zur Hochschule des Wissens für das römische Weltreich geworden. Als solche erhob es sich noch einmal, unter Hadrian und den beiden Antoninen, in Herrlichkeit. — Aber diese verging schnell und nun für immer, als die Glorie des Römerreichs selbst zu erbleichen anfing, in deren Strahlen Athen allein noch glänzen konnte. Der gänzliche Verfall der Sitten und der Kunst in Italien, die sich von da an datirende Unfähigkeit, Höheres selbst hervorzubringen, veranlaßte Verschleppungen der herrlichsten atheniſchen Denkmäler im Großen, und die spätere Ausschmückung Constantinopels, (nachdem es Kaiserresidenz geworden), mit den Werken griechischer Kunst, half die Plünderung vollenden. Die bald darauf folgen-

den Einfälle der Barbaren, die Griechenland verheerend durchzogen; — das Christenthum endlich, abhold dem heidnischen Wissen, und den heidnischen Kultus bis auf die äußern Zeichen seines Daseyns verfolgend, gaben der Stadt der Minerva den Todesstoß. Im fünften Jahrhundert wurden die Schulen der Philosophen in Athen geschlossen, die noch übrigen Tempel in Kirchen verwandelt. Unter wechselnder Herrschaft, bald den Byzantinern, bald den Venetianern, bald den Lateinern, bald Genua unterworfen, konnte sich Athen nie wieder erheben; als es endlich nebst ganz Attika 1456 in türkische Hände fiel, war sein Zustand kaum noch ein Schatten des frühern. Aber erst unter dem vierhundertjährigen Joch der Osmanen erfuhr die Stadt des Theseus, zum Leibgedinge des Harems erniedrigt und der Verwaltung von Eunuchen preisgegeben, die größte irdische Schmach. Kein Gesetz, keine Ordnung bestand mehr, weder für den Gewalthaber, noch für die Unterdrückten. Es gab in Athen keine Bürger mehr, nur noch Knechte der verworfensten Sklaven. Verschnittene, des Harems entmannte, fühllose Wächter, der Menschheit Auswurf, waren ihre Herrscher und deren Laune und Wille die Fäden, an denen der Athener Wohl und Wehe, Leben und Tod hingen. Elende Fristung des Lebens unter Verachtung, unter täglichem niederschlagenden Spott und Hohn, war unter diesem Joche ihr einziges, erreichbares Ziel. — Also stieg jenes Volk, das auf der Bildungsleiter der Menschheit der Staffeln höchste erreicht, anderthalb Jahrtausende lang abwärts, hinunter zum tiefsten Abgrund menschlicher Erniedrigung, Angesichts der rastlos mahnenden Erinnerungsmale seiner einstigen Größe. Die Mythe des Tantalus hat es auf die grauenvollste Weise verwirklicht.

— Aber, wunderbar! es hat durch alle Jahrhunderte der Schmach, aus dem tiefsten Schlamme der moralischen Verwilderung und Verdorbenheit den Funken gerettet, der unter bessern Verhältnissen wieder zur schönen Flamme werden kann. Es gibt keine Römer mehr, aber es gibt noch Griechen. Das Griechenvolk hat im letzten fünfjährigen Heldenkampfe gegen seine Unterdrücker, in einem Kampfe, dem der Ahnherren gegen die Perser ähnlich und an Großthaten wahrlich nicht ärmer! die Würdigkeit seines Namens besiegelt und gezeigt, daß — trotz der entsetzlichsten moralischen Ausartung — der Heroengeist nicht von ihm gewichen. — Hellas Volk steht wieder da, selbst eine Trümmer, fürwahr! aber — eine Trümmer wie die des Jupitertempels auf dem olympischen Hügel, ehrfurchtgebietend und voll Hoheit. Wer, der in den Thaten, welche dieses Volkes Verzweiflungskampf gegen die gesammte Macht der Osmanen verherrlichen, den Maaßstab der Kräfte sucht, die in ihm schlummern, wer möchte vorbestimmen, welche Rolle ihm in der Bildungsgeschichte der Menschheit dereinst noch beschieden?

Athen ist jetzt nur noch ein Haufe meist verödeter Hütten unter Ruinen mit kaum 1000 armen Einwohnern. Es ist zur Metropole des neugriechischen Königreichs erklärt worden. — Manchem klingt's wie Scherz; Manchem wie eine Weissagung großer, glänzender Zukunft.


Stadt-
bücherei
Elbing

XXII.



GRAND TERRACE, BRIGHTON,
ENGLAND.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

XXII. Die grosse Terrasse in Brighton in England.

Diese prächtige Häuserreihe, dem regierenden Königsgeschlechte zu Ehren auch Braunschweiger Terrasse (BRUNSWICK TERRACE) genannt, ist nächst dem schon früher beschriebenen Pavillon die größte Zierde Brighton's und ein merkwürdiges Beispiel der schönen Wirkung, welche durch das Zusammenbauen mäßig großer, für sich bestehender Privatwohnungen in Gruppen, welche dem Ganzen die Form eines prachtvollen Pallastes geben, erzielt werden kann. — Diese Erfindung gehört der neuern brittischen Baukunst an und sie ist in neuester Zeit, namentlich in der Hauptstadt, mit dem imposantesten und glücklichsten Effekt angewendet worden, so daß dort ganze mehre tausend Fuß lange Straßen jetzt, dem Aeußern nach, ein einziges Gebäude von so ungeheueren Verhältnissen bilden, daß die größten Königspalläste klein dagegen erscheinen. Das schöne Gebäude links auf unserm Bilde, welches ein einziges zu seyn scheint, besteht in der Wirklichkeit aus 21 getrennten Privathäusern, deren jedes seine besondere Scheidemauer, seinen eignen Hof, einen kleinen Garten und Hintergebäude hat. Es ist von gebrannten Steinen aufgeführt und mit Marmorstuck bekleidet. Ein Fronton, von zehn 30 Fuß hohen, korinthischen Säulen aus plattirtem Gußeisen getragen, gibt ihm ein höchst prächtiges Ansehn, um das es manche Fürstenwohnungen beneiden möchten. Die ganze Straße ward, unter der Leitung des Londoner Architekten Wilds, von einem Privatvereine im Jahre 1826 auf Subscription errichtet.

Ihre herrliche Lage, mit der Aussicht auf das Meer, macht sie zu einer Lieblingswohnung der reichen Londoner, welche Brighton in der Badezeit zu ihrem Sommeraufenthalt wählen. Zwischen dem Fahrwege und dem Ufer hin führt ein breiter Sandpfad, auf welchem sich an schönen Abenden eine unzählige Menge von Spaziergängern sammelt, um den erhabenen Anblick der im Meere untergehenden Sonne zu genießen; so auch in den Tagen, wann der Sturm den Ozean peitscht und thurmhohe Wellen das wohlverwahrte Ufer schrecklich, aber fruchtlos bestürmen.

XXIII. Das Thal des Clitumnus bei Spoleto.

Wenige Gegenden des schönen Italiens verläßt der Wanderer mit größerem Bedauern, als das stille, fruchtbare Thal des Clitumnus. Arkadien selbst könnte den Genien des Hirtenlebens keinen reizendern Aufenthalt bieten, möchten sie wiederkehren auf die von ihnen und der Unschuld verlassene Erde. In den Tagen einer schönern Vorzeit, als die Natur es hauptsächlich war, welche die Menschen zu Poesie und Gesang begeisterte, war das Thal des Clitumnus aller Dichter Preis, und Strom und Hain belebte ihre entzückte Phantasie mit Wesen höherer Art. — Diana und ihre Nymphen badeten sich in den krystallenen Wellen, Faunen flöteten auf den Höhen und Satyre schäkerten mit den Dienerinnen des Bacchus in den Rebengeländen der sonnigen Hügel. Selbst die ernste Wissenschaft schien berückt von der Gegend Zauber, und der strenge Plinius erklärt die blendend weiße Farbe der dortigen Rinderheerden aus der Kraft der klaren Fluthen des Clitumnus und der balsamischen Kräuter an seinen Gestaden.

Zwei Jahrtausende liegen zwischen jener Zeit und der Gegenwart. Sie warfen die Weltstadt in Trümmer, und legten die Palläste der Cäsaren in Staub; das Römervolk ist von der Erde verschwunden; die elende Mischlingsrace von Barbaren und Sklaven, die den Namen noch trägt, macht selbst seinen Namen zum Spott! — Aber im stillen entlegenen Thale des Clitumnus glaubt der Reisende das Rad der Zeit rückwärts geschoben, alles ist noch, wie die Dichter in den Tagen des Maro es beschrieben. Noch immer murmelt der silberhelle Strom so traulich, noch immer grasen schneeweiße Rinder an seinem Saume, noch immer flötet der Hirte zum Tanze der muntern Ziege, noch immer dieselbe Fruchtbarkeit in Weinbergen, Olivenhainen und Gärten, derselbe Frohsinn, dieselbe Einfalt, dieselbe Zufriedenheit unter den glücklichen Hirten und Winzern, seinen Bewohnern. Und um die Täuschung vollkommen zu machen, — ein schöner Tempel, (der Diana, nach Andern dem Bacchus, geheiligt,) derselbe, dem die alten Dichter lobsingen, schaut noch glänzend und freundlich und so wohl erhalten von seinem sonnigen Hügel, als trennten Damals und Jetzt kaum so viel Jahre als Jahrhunderte. — Der Geist der alten Welt, längst den Städten entflohen, scheint sich in dieses entlegene Thal geflüchtet zu haben, und wie ein unglücklicher, großer, in einen Winkel der Erde gebannter Monarch noch alles in seinem kleinen Kreise mit dem Zauber seiner Größe erfüllt und ihm Wichtigkeit und Interesse verleiht, so scheint sich auch dort, angeweht vom Genius der classischen Vorzeit, alles zu veredeln und zu verschönern. Unwillkürlich neigt sich an dieser Stelle der Gedankenflug des


Stadt-
bücherei
Elbing



CLITUMNUS-TEMPEL,
bey Spoleto in Italien.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.


Stadt-
bücherei
Elbing



H. Brown. del. B. Grünewald. sc.

DAS CAPITOL IN WASHINGTON

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

Wanderers tief in den Abgrund der Vergangenheit, über welchen der Sturm der Weltgeschichte wie der Athem des Weltgeistes braust, näher gerückt fühlt er sich der Gottheit, sein Herz erhoben über die Wünsche und Leidenschaften, welche das tiefe Eintagsleben bewegen — und gestärkt, versöhnt auch mit der Gegenwart, weil er für ihre Stacheln weniger verletzbar geworden, tritt er in die prosaische Welt, in die Wirklichkeit zurück.

XXIV. Washington; — das Capitol.

Unser Bild führt uns aus dem alternden, kranken Europa in das jugendliche Land der Freiheit jenseits des Oceans, für Hunderttausende das Land der Verheißung und der Sehnsucht, der Hoffnung und des Trostes. — Die Hauptstadt des Nordamerikanischen Freistaatenbundes haben wir betreten, bestiegen ist der Capitolinische Hügel, und in Glorie erhebt sich vor unsern Blicken ein Pallast von Alabaster, in den schönsten Verhältnissen, eben so prachtvoll als groß. — Was kann es anders seyn, als das Haus eines Herrschers? Eines Herrschers ist's, eines Herrschers ohne Hof, ohne Heer und ohne Knechte; und doch ist er so unumschränkt und so hehr, als einer. In diesem Hause ist der Thron des freien Volks, des Landes einzigen Majestät. Das Gesetz in der Linken, den Schild der Freiheit in der Rechten, sieht dieser Herrscher, so weit sein Auge reicht (und wohin dränge es nicht?) reges Leben, frohes Gedeihen; Ordnung überall; aller Orten riesiges Fortschreiten in Gewerbe und Ackerbau und in allen Zweigen der Kunst und des Wissens; im freudigsten Aufblühen sein ganzes weites Reich! Wahrlich! einen glücklicheren Monarchen kennt die Erde nicht!

Was immer man auch über Amerika sagen mag, Das ist nicht zu leugnen: die Union, jetzt 24 verschiedene Staaten und einige noch nicht zu Staaten gebildete Gebiete umfassend, offenbart, als Reich, im Innern wie nach Außen, eine Lebenskraft und ein Gedeihen, wie es die Geschichte bisher in keinem Staate, weder des Alterthums noch der neuern Zeit, in gleichem Maaße erblickt hat. Unter dem Schutze einer freien und glücklichen, auf das ewige Menschen- und Vernunftrecht gegründeten Verfassung sind vor unsern Augen Handel, Wohlstand, Bevölkerung, Anbau des Landes, Gewerbfleiß und geistige Bildung beispiellos, ja wunderbar schnell gestiegen, und diese mit europäischen Begriffen und Verhältnissen so wenig vereinbare Verfassung hat sich während eines nun vollen halben

Jahrhunderts als das segenreichste Werk menschlicher Weisheit bewährt, welches, nächst der Reformation, das Jahrtausend aufzuweisen hat. Unter ihrem Schirme hat sich die Bevölkerung der Freistaaten, von 1783 bis jetzt, von kaum 3 auf 14 Millionen vermehrt, also in nicht viel mehr als einem Menschenalter verfünffacht. Die durch die Anstrengungen des achtjährigen Freiheitskampfes mit dem kolossalen England gewirkte Staatsschuld von 120 Millionen Dollars ist in derselben Zeit, nicht durch neue oder vergrößerte Auflagen, (die überhaupt dort wenig bedeuten), sondern durch kluge Wirthschaft und Ersparniß bis auf wenige Millionen getilgt, und mehr als der kleine Betrag des Schuldrestes befand sich am Anfange dieses Jahres baar im Schatze. Zwei und vierzig tausend Meilen Kunststraßen, drittehalb tausend Meilen Kanäle und achtzehnhundert Meilen Eisenbahnen, alle in demselben kurzen Zeitraum gebaut, spannen sich wie ein Netz über das große Reich aus und auf ihren, die undurchdringlichsten Urwälder und unabsehbaren Grasebenen durchschneidenden Bahnen dringt die europäische Kultur unaufhaltsam in die entlegensten, noch vor wenigen Jahren völlig unbekannten Theile der Union vor; ja, sie hat bereits die Quellen des Missouri erreicht, die Schneegefilde des Felsengebirges überstiegen und sich an den Ufern des Columbiaflusses und an des stillen Ozeans Küste Wohnsitze gebaut. 1400 Dampfschiffe befahren gegenwärtig die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen des unermeßlichen Gebiets, mehr als hundert Dampfwägen überfliegen schon die Eisenbahnen, kürzen die Entfernungen in allen Richtungen und verwandeln sonstige Tagereisen in Fahrten von Stunden. Nordamerikas Industrie hat sich, befreit von allen sie anderwärts erdrückenden oder hemmenden Fesseln, und mit Auflagen unbeschwert, seit fünfzig Jahren mehr als verzwanzigfacht; sie hat durch Vervollkommnung und Vereinfachung des Arbeitsprozesses in allen Handthierungen und durch die Anwendung der wirksamsten Werkzeuge, der vollkommensten Maschinen, die Englische bereits eingeholt, und die Hindernisse, die der dorten so hohe Werth der Menschenhände ihr bringen, beseitigt. Wenige Jahrzehnte noch, und das bisher bestandene Verhältniß, daß nämlich die nordamerikanischen Freistaaten einen Theil ihres Bedarfs an Fabrikaten aus Europa erhalten, wird sich umgekehrt haben. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Schon jetzt werden mehre Manufakturerzeugnisse, die früher aus Europa dorthin geführt wurden, diesem Erdtheile aus Amerika schöner und wohlfeiler geliefert, als er sie selbst hervorzubringen im Stande ist.

Aber nicht für das materielle und geistige Wohl der Bewohner der Union allein hat die Freiheit in so kurzem Zeitraume die köstlichsten Früchte getragen, auch die eigentlichen Staatskräfte dieses großen, durch das gemeinschaftliche Glück der weisesten Verfassung zusammengehaltenen Bürgervereins haben sich während dieser Zeit in's Ungeheure potenzirt. Diese haben Nordamerika nicht nur in eine Stellung versetzt, in welcher es allen nur denkbaren Stürmen von Außen trotzen kann; sie haben bereits jede Möglichkeit eines mit der Hoffnung des Erfolgs verknüpften Angriffs aufgehoben. Zwar gibt es dort, wie schon erwähnt, zum Schutze der Verfassung, des Volksthrones,

der Achtung vor dem Gesetze und seinen Vollstreckern, des Lebens und Eigenthums der Bürger, der Ehre und Sicherheit des Reichs, kein stehendes Heer; die ganze Union, ein Staat doch größer als Frankreich, Deutschland, Oestreich, Spanien, Italien, Großbritannien, Dänemark, Schweden und die Türkei zusammen genommen, hält kaum 6000 Mann Soldaten, und diese dienen nur zur Bewachung der Marine-Depots und Forts an den Küsten und zur Besatzung der Militär-Stationen an den Grenzen der Indianer-Gebiete, um die Einfälle der Wilden zu verhüten. Aber für den Fall der Noth ist jeder amerikanische Bürger vom 16. bis zum 60. Jahre Soldat; jeder hat, als Milizpflichtiger, einen Dienstgrad; jeder muß bewaffnet seyn. Für die Artillerie und das Geniewesen sind auch auf Staatskosten vortreffliche, großartige Anstalten zur Ausbildung tüchtiger Officiere vorhanden. Die ganze West- und Ostküste wird überdieß seit 3 Jahren nach dem umfassendsten Plane, der jemals zur Vertheidigung eines Reichs erdacht worden, auf allen schwächern Punkten befestigt und die Marine, — eingerichtet zur Abwehr und zum Schutze des Handels — ist die trefflichste der Erde. Und daß durch solche Militäreinrichtung des Staats, welche das System der Conscription entbehrlich macht, die wenig kostet und den Händen der exekutiven Gewalt das gefährlichste Werkzeug zur Unterdrückung der Freiheit, ein stehendes Söldnerheer, für immer fern hält, für alle Zwecke des Staats hinlänglich gesorgt ist, hat sich durch eine 50jährige Erfahrung und in vielen Kriegen erprobt. Jeder bisherige feindliche Angriff endigte mit der Niederlage der Angreifer. Was hätte auch ein Volk, das zwei Millionen bewaffneter, von der Liebe zur Freiheit begeisterter, nur von einer Idee, Erhaltung dieser Freiheit, beseelter Bürger in's Feld schicken kann, jemals von einer fremden Macht zu fürchten? Angriffs- und Eroberungskriege aber, wie sie Blut und Vermögen so vieler weniger glücklichen Völker seit Jahrhunderten vergeudet haben, durch welche viele arm und elend geworden, kann eine verständige, das Recht auch in ihren Verhältnissen mit andern Völkern gewissenhaft ehrende Nation, wie die der nordamerikanischen Freistaaten, niemals beginnen. —

Weniger noch als die fremden sind die einheimischen Versuche zum Umsturze der bestehenden, Alle beglückenden Staatseinrichtungen im Nordamerik. Bürgerreiche zu fürchten. Versuche dazu zu machen, das ist allerdings in einem Lande leicht, wo die freieste Gedanken- und Meinungsäußerung über alle Themata der Politik und des Staats Jedem ein unantastbares Recht ist; ein Recht, so unbestritten, als das Recht zu athmen. Aenderungs- oder Neuerungssucht in allen Nüancen und Gestalten hat im Lande der Freiheit offenes Feld, sie kann sich versuchen an wem und an was sie nur mag, für ihre Projekte und Vorschläge Anhänger und Vertheidiger werben, wie es ihr gut dünkt. Alles das ist gesetzlich und erlaubt. Auch übt man dort sein gutes Recht nach Herzenslust und Angriffe auf Constitution, Regierung und Beamte, von Einzelnen, wie von Vereinen, sind an der Tagesordnung. Aber was in andern Staaten für gefährlich gelten mag, ist es in Nordamerika keineswegs. Wo, wie in diesem Staate, das ganze Regierungssystem auf wirkliche Rechtsgleichheit Aller, auf dem ewigen Felsen der Vernunft und des natürlichen Rechts gebaut ist, wo, wie dorten, vernünftige Begriffe über Zweck und Wesen des Staats so tiefe und weitgreifende

Wurzeln im Volke geschlagen haben; wo, wie in Amerika, jeder Bürger ohne Unterschied in gleichem Maaße der Segnungen der bestehenden staatlichen Ordnung theilhaftig ist, und solche Ordnung, in Grundsätzen wie in der Anwendung, die höchsten Anforderungen befriedigt, welche der Vernünftige an menschliche Einrichtungen dieser Art machen kann; — kurz in einem Lande, wo der unendlich großen Mehrzahl der Bürger eine Veränderung des bestehenden Zustandes als größtes Unglück erscheinen würde; in einem solchen können die Versuche der Minderzahl zu solcher Aenderung immer nur schwach, gefahrlos und ohne Erfolg bleiben. An der hohen politischen Bildung der Gesammtheit müssen sich die Leidenschaften Weniger stets brechen; sie sind kraft- und machtlos, sie sind für das Wohl des Volkes, für das Bestehen des Staates sonder Gefährde. —

Washington, (60,000 Einw.) die Metropole der Union, Sitz des Kongresses und aller ausübenden Gewalten, liegt am Potowmak im Distrikt Columbia, welcher, von Maryland und Georgia der Union abgetreten, ein gewissermaassen neutrales Gebiet ausmacht und der Zentralregierung zum Wohnorte angewiesen ist. Die Stadt ist nach einem großartigen, ganz regelmäßigen Plane angelegt, der, nach emsiger Ausführung, diesen Ort zum schönsten und prachtvollsten der Erde, und würdig machen wird, das Herz der mächtigsten und glücklichsten Republik auf dem Erdrunde zu heißen. Das Capitol, im Mittelpunkte der Stadt, steht einsam auf einer Anhöhe, von der man eine schöne und weite Aussicht genießt. Es ist ein ehrfurchtgebietendes, unermeßliches Gebäude, durchaus von großen Marmorblöcken, (erst seit 18 Jahren) errichtet und an Styl, wie in der Ausführung den schönsten Bauwerken aus der besten Zeit der griechischen Kunst vergleichbar. In diesem Pallaste haben beide Häuser des Kongresses, die frei gewählten Repräsentanten des freiesten Volkes, ausgerüstet mit dessen voller Souverainität, ihre Versammlungen. — In Gallerien sind die Bildsäulen großer Nordamerikanischer Bürger aufgestellt; andere Räume enthalten eine Nationalbibliothek, Nationalgemäldegallerie, Museum für Naturgeschichte rc. Ueberall herrscht hier Pracht mit Würde und republikanischer Einfachheit.

Unfern von dem Pallaste, in malerischer Gruppirung, am Fuße des Capitolinischen Hügels, erheben sich das Präsidentenhaus (Wohnung des jetzigen Präsidenten und Sitz sämmtlicher Ministerien), das Generalpostamt und die Bank. — Das Arsenal, die Schiffswerfte der Union, die Waffenfabriken und mehre andere Washington zierende, dem Dienste der Vereinstaaten gewidmete Anstalten, sind eben so große, als schöne Gebäude, deren innere Einrichtung Alles vereinigt, was Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit fordern. Keiner, der diese Anstalten jemals gesehen, kann sie verlassen, ohne von der Macht und der Hoheit des großen Bürgerstaats einen unauslöschlichen Eindruck mit hinweg zu nehmen; — doch wahrhaft überwältigend wird dieser erst bei dem Gedanken, daß all das Herrliche und Große hier und in andern Theilen der Union noch nichts andres ist, als das Wirken eines riesigen Kindes. Erst 46 Millionen Acres (Morgen) von den 1180 Millionen kulturfähigen Landes, welche der Freistaat faßt, zerriß die Pflugschar. Man denke sich das Fortwachsen dieses Staats, der die zweifache Bevölkerung von ganz Europa, ohne Ueberfüllung, in sich aufnehmen kann, bis zur männlichen Reife, und versuche es nun, sich vorzustellen, was er dann seyn wird! Vergebliche Mühe. Die Geschichte der größten Reiche aller Zeiten läßt ohne Maaßstab — die glühendste Einbildung kann's nicht erfassen, und wagt's nicht! —



XIV.



Stahlst. v. B. Metzeroth.

YALE COLLEGE & STATE HOUSE, NEWHAVEN, CONNECTICUT.

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

XXV. New=Haven, Connektikut, in den Vereinigten Staaten.

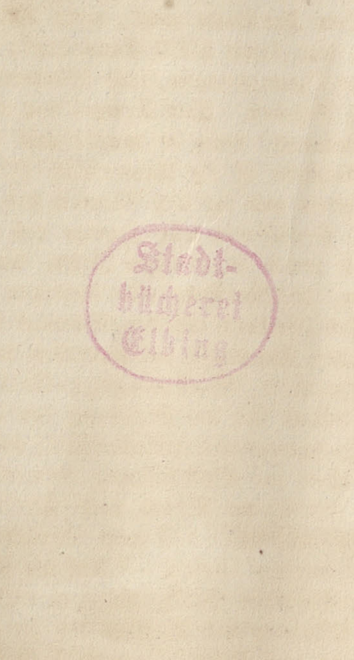
Vom Capitol warfen wir den Blick auf die Union. Die Erscheinungen und Resultate des dortigen Staatslebens zogen an uns vorüber, riesigen Wolkengestalten, die der Sturmwind jagt, ähnlicher, als Wesen der Wirklichkeit. Unser heutiges und künftige Bilder werden uns Gelegenheit geben, das im Einzelnen zu betrachten, was in seiner Gesammtheit unserm an das Kleine gewöhntem Auge fast unerfaßlich schien.

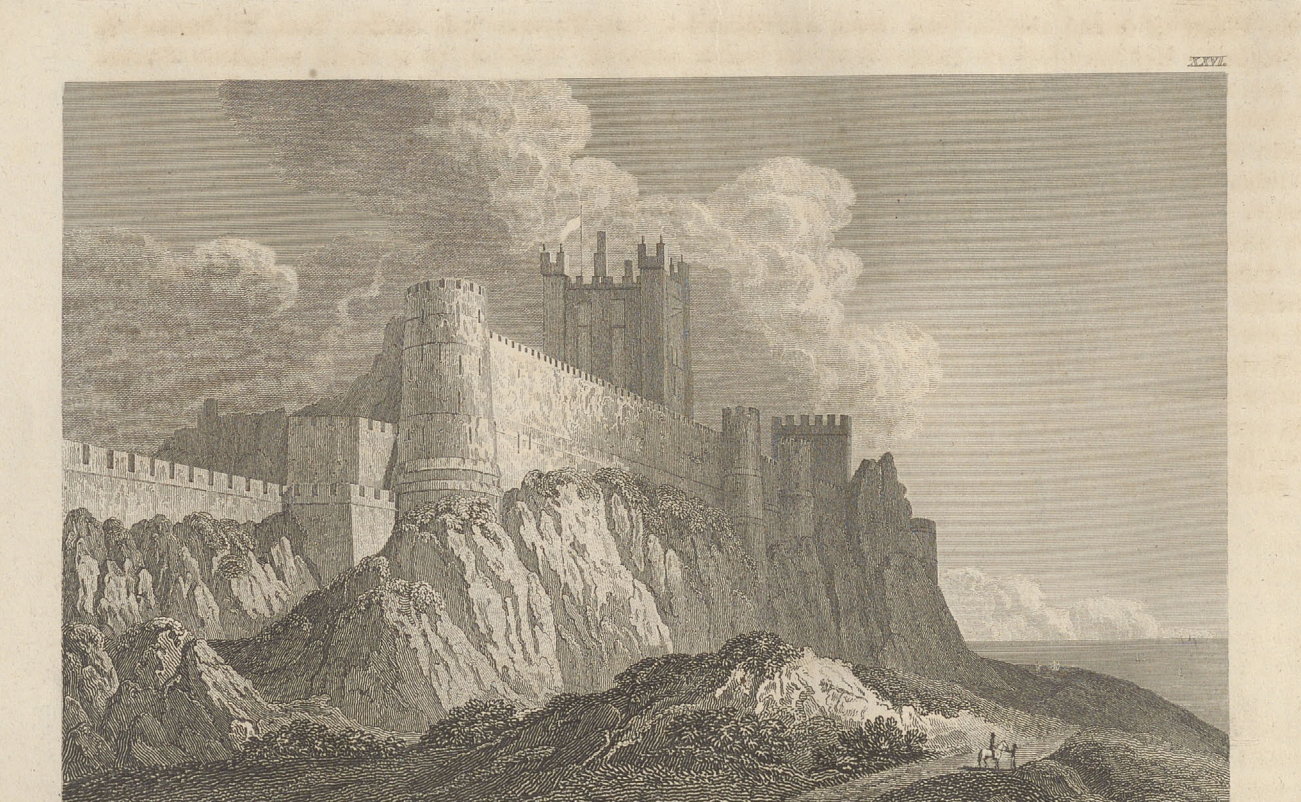
Zwischen Boston und New=York liegt, mit süddeutschem Clima, ein schönes, gesundes, fruchtbares, gut angebautes, etwa 200 Geviertmeilen fassendes Ländchen, vertheilt unter 300,000 Bewohner. Es ist unter den Republiken des Nordamerikanischen Bundes, nächst Rhode=Island, die kleinste. Zahlreiche, mäßig hohe Aeste des Apalachengebirges zerspalten seinen Norden in reizende, geschirmte Thäler; im Süden dehnen sich weite Grasebenen aus, bespült von den Fluthen des Atlantischen Ozeans. Connektikut heißt das Land; ihr Utopien nennen's, halb im Scherz, halb im Ernste, die freien Menschen da drüben.

Gewiß ist's, unter allen Staaten auf der weiten Erde gibt es keinen, der, vergleichsweise, so viel Volksglück birgt, als diese kleine Republik; und in keinem ist die vernünftige Idee vom Staate so rein verwirklicht. Er ist im eigentlichsten Sinne ein zu gegenseitigem Wohle verbundener Bürgerverein. Eine fast ganz gleiche Vertheilung des Grundeigenthums, (der Boden ist in Besitzungen von 200, höchstens 300 Morgen zerspalten), hält die Keime der gefährlichsten aller Aristokratien fern; frei von den die Entwickelung eines glücklichen und wahren öffentlichen Lebens hemmenden Fesseln, blühen Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften in diesem Unionstheile gleich herrlich, und die dortige Staatsverwaltung, nirgends so einfach, nirgends besser, zweckmäßiger und so wohlfeil eingerichtet, gilt selbst den übrigen Freistaaten als ein noch unerreichtes Vorbild. Der jährliche Gehalt sämmtlicher Staatsdiener beträgt nicht ganz 9000 Dollars; alle Gemeindeämter sind, was sie überall seyn sollten, Ehrenposten, Aemter des Vertrauens und ohne klingende Emolumente. Die gesammten Abgaben betragen jährlich kaum 48,000 Dollars, und ein nicht kleiner Theil besteht aus Beiträgen der Fremden. Vom Ueberschuß dieser kleinen Staatseinnahme haben weise Sparsamkeit und redliche Verwaltung binnen etwa 50 Jahren einen Staatsschatz von fast zwei Millionen Dollars gesammelt, dessen Zinsen jährlich an die Gemeinden des ganzen Landes ver=

theilt werden. Im vorigen Jahre betrug die also vertheilte Summe an 80,000 Dollars; also fast das Doppelte der sämmtlichen Steuern. So sind die Bürger in Connektikut in Wahrheit nicht blos abgabenfrei; sie beziehen vom Staate, als Produkt ihrer Vereinigung, noch eine Rente. Das einzige Beispiel der Art auf der ganzen Erde.

Große Städte gibt es in diesem glücklichen Freistaate nicht, deren Anlage der ächte Freiheitssinn überhaupt wenig begünstigt. New-Haven, die Hauptstadt, hat kaum 8000 Einwohner; ist aber schön, orginell und äußerst freundlich gebaut. Bald Alleen, bald Boskette und Baumgruppen, bald Blumenbeete trennen die schönen Häuser und geben dem Ganzem ein malerisches, parkähnliches Ansehen. Der Tempel vor uns ist das Haus der Bürger-Repräsentanten und zugleich ein Denkmal des Gemeinsinnes; denn er wurde aus freiwilligen Beiträgen errichtet. Das in der Häuserreihe links hervortretende große Gebäude ist die Universität, (Yale-College) auch ein Monument des Patriotismus eines Bürgers, Yale, der sie gründete und ihr den Namen gab. Sie ist die berühmteste Hochschule der Union. Unter einem Rektor lehren hier 21 Professoren alle Zweige des menschlichen Wissens. Sie hat eine zahlreiche Bibliothek, Museum, Sternwarte und ward im vorigen Jahre von mehr als 600 Studenten besucht. Von diesen waren 75 Mediziner, 23 Theologen, 16 Juristen; alle Uebrigen Leute, welche eine gelehrte Bildung nicht als Brücke zum Paradies des Staatsdienstes, sondern als den Schmuck des Privatlebens suchten, oder welche die einstige praktische Anwendung der hier erlangten Kenntnisse in Gewerben und Handel beabsichtigten. Außer der Universität hier hat Connektikut eine zweite in Hartford, Washington-College, 1823 ebenfalls aus patriotischen Beiträgen errichtet. 5 Gymnasien, eine große Anstalt für die Erziehung der Taubstummen und Blinden, eine Vorbereitungsschule für Aerzte und Chirurgen, eine Hebammenunterrichtsanstalt, und mehre polytechnische Schulen zeugen von der Sorgfalt, welche in diesem kleinen Ländchen auf Volksbildung verwendet wird. Der Schulfond besteht aus 2 Millionen Dollars und zu dessen Einkünften schießt der Staat noch jährlich 12000 Dollars hinzu. Ueberdieß fließen die patriotischen Beiträge der Bürger so reichlich, daß noch jährlich neue Anstalten für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volke gegründet werden können. — Auf die Pflege unfruchtbaren Wissens wird, wie man sich leicht denken kann, bei einem so verständigen Volke hingegen nichts verwendet. Nicht das Hebräische, oder das Griechische, sondern Unterricht in den Pflichten und Rechten des freien Bürgers, in den Landesgesetzen, in der Chemie und Mathematik und deren Anwendung auf Feldwirthschaft, Fabrikation und Gewerbe, Unterricht in den lebenden Sprachen stehen auf den Lehrverzeichnissen der dortigen Gymnasien oben an. Man treibt dort nicht wie bei uns die Wissenschaften, daß man vor lauter Noten den Text nicht mehr sehe. Der Amerikaner lacht unserer erschrecklichen Gelehrsamkeit, unseres tollen Vielwissens, die uns dahin gebracht haben, daß über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen und Bürgers ein Eskimo vernünftiger denkt, als manche unserer Professoren. — — Ich


Stadt-
bücherei
Elbing

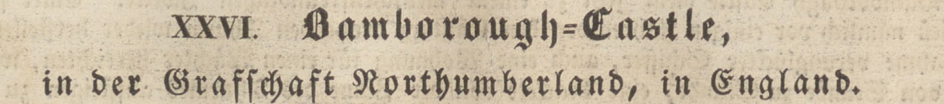


W. Westau del: Fr: Geissler direx: Stahlstich von C. Dammerlang.

BAMBOROUGH CASTLE, NORTHUMBERLAND, England.

spotte; und der Spott ist bitter; aber er kann, wenn auch Wahrheit, kein Vorwurf seyn wollen; denn, die Armen! sie können nichts dafür. — Uns Allen fällt ein gleiches Loos, das unabwendbar ist. Das alte, sieche, in sich verfallende Europa wird nicht wieder verjüngt. Ein Greis bleibt ein Greis, ob man ihm auch Knabenkleider anziehe. Glauben, daß auf Europa's hohlem, bemoosten Stamme eine junge Amerikanische Freiheit gedeihen könne, heißt mehr als erwarten, daß der verkrüppelte Schlehdorn Feigen, oder die Haselstaude Cocosnüsse trage. So wenig man Zuckerstoff aus der Essigmutter zieht, so wenig wird man auf die Elemente der europäischen Gesellschaft ein freies bürgerliches Wesen gründen können. Ja wenn es mit den Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers, mit Gesetzen und Verfassungen gethan wäre, wie bald wär's gethan; — denn auch den Dummkopf kann man ja für einen gescheidten Mann, den Schelm für ehrlich erklären; aber ändern darum beide ihre Natur, oder hören sie auf, dumme und schlechte Streiche zu begehen?

Es ist eine herbe aber unumstößliche Wahrheit: Europa's alter Stamm ist unfähig, junge und gute Frucht-Zweige der Freiheit zu treiben. Nur ihre Wasserreißer schießen hie und da auf, nehmen dem alten Stamm das Bischen Lebenssaft, verdorren, und haben nur gedient, seine Auflösung zu beschleunigen. — Eben so sicher wie die Völker die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie bei der Anarchie ihre Rechnung nicht finden, so sicher wissen alle besseren Regierungen, daß sie ihren Vortheil bei'm Despotismus nicht finden. Aber ein höheres Gesetz führt wahrscheinlich beide gegen ihren Willen einem Ziele zu, das beide gleich fürchten und verabscheuen. —



XXVI. Bamborough-Castle,

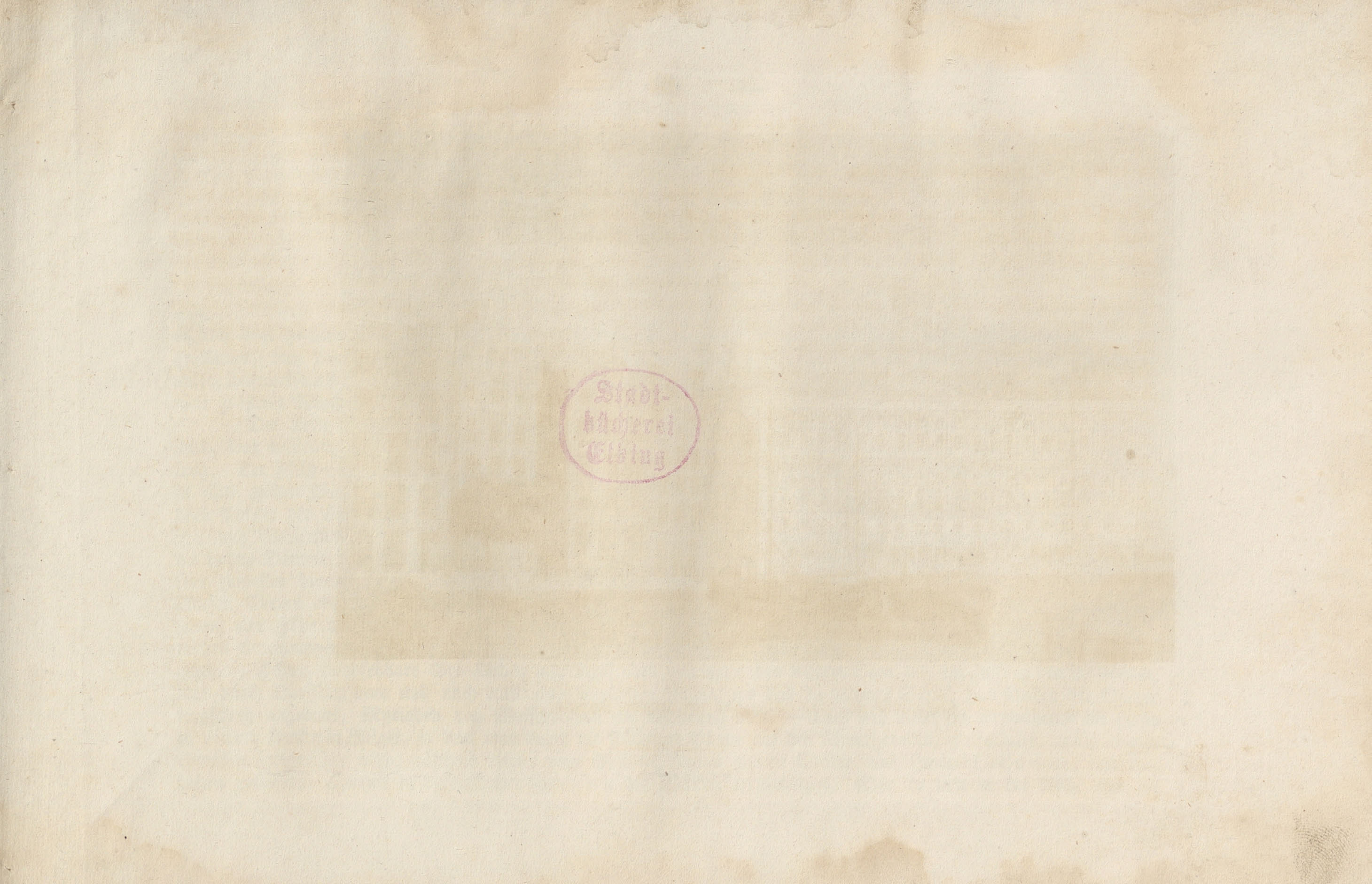
in der Grafschaft Northumberland, in England.

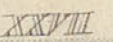
Nur die Gegenwart gehört dem Sterblichen und außer dem Leben gibt es für den Menschen nichts, was er mit Sicherheit fassen könnte. Dieß ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Dennoch — (und der scheinbare Widerspruch macht es nicht weniger wahr!) — richten sich unsere Augen so gern und so voll heißer Sehnsucht nach der Vergan-

genheit und Zukunft. Durch den Tod suchen wir die Unsterblichkeit, und einsam, auf eingesunkenen Gräbern und unter verwitterten Ruinen, treten die verschwisterten Geister der Vergangenheit und Zukunft lebendiger zu uns, als in dem oft so unheimlichen Gedränge der Gegenwart.

Darum ziehen uns die verwitterten Bauüberreste des Alterthums mit ihrem zauberischen Halbdunkel so unwiderstehlich an, darum hat ihre Veranschaulichung für das geistige, wie für das leibliche Auge einen so eigenthümlichen Reiz. Auch unserm Bilde fehlt dieser nicht. Das mächtige Mauerwerk, die vom Scheitel der hohen Felsen zu den Wolken aufstrebenden Zinnen — es ist jetzt freilich nur ein todtes Gerippe; aber es ist das Gerippe eines Riesenkörpers, aus dem ein Hühnengeist, der des alten Ritterthums, uns anweht. — Unter den vielen Baudenkmälern des letztern, welche Englands Höhen und Berge krönen, ist Bamborough Castle eines der großartigsten, ältesten und am besten erhaltenen. Erbaut vor Wilhelm dem Eroberer, um d. J. 800, Stammsitz des Grafengeschlechts der Mowbray, welchem später die herzogliche Würde von Northumberland zu Theil wurde, liegt es an der Küste dieser Grafschaft, 2 Stunden von Bedford, auf einem fast senkrechten Felsen, höchst malerisch und eine der herrlichsten Aussichten beherrschend. Unbegrenzt ist diese von der Zinne des wohlerhaltenen hohen Thurmes nach Osten. Von der tief unten den Felsen umdonnernden weißschäumenden Brandung, deren endlos-mannichfaltiges Spiel nicht ermüdet, schweift der Blick über den dunkelblau gefärbten Ozean, auf dem, zwischen zahllosen Eilanden, Fischerbarken und Schiffe durcheinander wimmeln, durch welche dann und wann ein Dampfboot, gleich einem Wesen anderer Art, in gerader Richtung pfeilschnell fährt, einen langen, schwarzen Rauchschweif hinter sich herschleppend, der noch lange sichtbar bleibt, nachdem das Schiff selbst am Horizonte verschwunden. Entlang der Küste, von Strecke zu Strecke, ragen grotesk-geformte schwarze Felsenmassen weit in's Meer, einige mit Burgtrümmern gekrönt, andere Leuchtthürme für den nächtlich irrenden Schiffer tragend.

Auch Bamborough Castle dient jetzt zu einem menschenfreundlichen Zwecke. Einer seiner letzten Besitzer, Lord Crewe, ließ nämlich vor einigen Jahren den den Einsturz drohenden Thurm wieder herstellen, und einige Gemächer zur Aufnahme verunglückter Schiffer, auch eine Wohnung für einen Wächter herrichten, welcher das Amt hat, in der Nacht, von Stunde zu Stunde, eine Rackete von der Zinne des Thurmes aufsteigen zu lassen, als Signal für die Seefahrer, besonders Fischer, welche früher oft an den gefährlichen Riffen, welche den Burgfelsen umgeben, verunglückten. In neblicher Nacht, wenn kein Feuer sichtbar seyn kann, gibt eine Kanone, die im niedrigen runden Thurme rechts aufgestellt ist, stündlich das verstandene Zeichen.





DAS KÖNIGLICHE SCHLOSS IN AMSTERDAM.

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

XXVII. Amsterdam.

Ansicht des Stadthauses, jetzt des königlichen Schlosses.

Von dem hochumgürteten Felsengestade des stolzen Britanniens wenden wir uns nach den niedrigen Dünen Hollands, dem Lande der Wunder des beharrenden menschlichen Fleißes. Unter allen fesselt seine Metropole unsere Aufmerksamkeit; doch ehe wir zu ihr gelangen, wollen wir das Land erst besehen, ein in seiner Gesammtheit noch weit größeres Wunder als jene.

Der Kern Hollands, welcher von den Städten Amsterdam, Arnheim, Rotterdam und Harlem begrenzt wird, war ursprünglich theils ein unergründlicher Morast, theils eine dürre Sandwüste, welche nicht einmal Haidekraut trug. Der Fleiß von 2 Jahrtausenden hat diesen Fleck der Erde, der zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt schien, in einen weiten Garten umgeschaffen, der eine Bevölkerung im Wohlstand ernährt, so dicht, wie auf keinem andern Punkte der Welt sie sich findet. Zwar gibt es in diesem endlosen Parke weder Felsen, noch Berge, noch Hügel, noch Wasserfälle, noch Wälder, noch eine von allen sonstigen Eigenthümlichkeiten einer romantischen Natur; aber die hohen Dämme, auf welche die mit gebrannten Steinen, eben wie der Boden eines Zimmers gepflasterten Chausseen zuweilen hinansteigen, die Menge, große Massen bildender Landsitze, Gebäude und Thürme, die vielen aus Wiesen, Ebenen oder über klare Seen auftauchenden kolossalen Baumgruppen geben der Landschaft eben so viel Abwechselung von Höhe und Tiefe, als malerische Ansichten der verschiedensten Art. Städte, Dörfer, Schlösser mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichsten Blumengärten, die von Canälen mit Brücken eingehägten Felder, unabsehbare Grasflächen mit Tausenden von weidenden Kühen, Seen, die, im Umfang von 20 Meilen, blos durch Dorfstich nach und nach entstanden, unzählige Inseln, wo das baumlange Schilf, zum Decken der Dächer sorgfältig angebaut, Myriaden von Wasservögeln zur Wohnung dient — Alles das bietet sich fortwährend die Hand zu einem freudigen Reigen, in dem man durch die flüchtigen Pferde auf den schnurgeraden, gleisenlosen, völlig ebenen Straßen fortgerissen wird, während immer neue Palläste, immer andere Städte am Horizont erscheinen, und ihre hohen gothischen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken verschmelzen. Eben so läßt in der Nähe eine oft

wunderliche, stets wechselnde Staffage keinem Gefühle der Einförmigkeit Raum. Bald sind es seltsam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichsel und von Kutschern regiert, die in blauen Westen, kurzen schwarzen Hosen, schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen, das Groteske vollenden; bald sind es zu Drachen und Ungeheuern verschnittene Taxusbäume, oder mit weißer und bunter Oelfarbe angestrichene Lindenstämme; bald die mit vielen Thürmchen moscheenartig verzierten Schornsteine; bald die aus Gärten durch's Gebüsch lauschenden lebensgroßen Marmorstatüen in der Hofkleidung des Louis Quatorze; bald die jungen baus- und rothbäckigen Mädchen und Knaben, die in spiegelblanke große Messingkrüge die Kühe auf den Wiesen melken; bald so viele andere fremde und ungewohnte, dem Ausländer oft phantastisch vorkommende Gegenstände der Landes-Art und Sitte, welche jeden Moment dem Auge eine andere Scene bereiten und dem Ganzen ein vollkommen eigenthümliches, ächt nationelles Gepräge aufdrücken. Mit dem ersten Fußtritt auf holländischem Boden wacht auch das Bewußtseyn auf, daß man sich unter einem selbstständigen, fest und rein ausgeprägtem Volke befindet. In allen äußern Erscheinungen ist ein bestimmter Charakter — und die Menschen! Ihr Gesicht hat Ausdruck, ein Zug läuft durch Alle — das Volksbild hat Haltung. Mit all' ihren Fehlern und Gebrechen, so barock uns auch manche erscheinen mögen — sind doch die Holländer ein großes Volk! Sie sind keine allenthalben umherlaufende, oft abgegriffene, verwischte, starklegirte Scheidemünze; es ist ein gehaltvoller Schlag, treuherzig und leichtgläubig wie die Deutschen, schwerfälliger noch, reicher an geduldigem Fleiß, ihnen zwar durch die Sprache nahe verwandt, aber durch Sitten und Lebensweise gänzlich von ihnen verschieden. Einzig steht es da, immer dasselbe, in dieser Zeit der Volks- und Stamm-Mengerei, wie eine Oase in der Wüste.

Wir kommen der Hauptstadt näher. Die immer zunehmende Menge, Größe und Mannichfaltigkeit der Gärten und Landhäuser verkündigen sie schon in bedeutender Ferne. Endlich hat man sie erreicht. Zwischen den Häußerreihen sieht man staunend breite Kanäle, eingefaßt mit hohen Bäumen, deren Zweige mit den bunten Wimpeln der Schiffe kosen. Ueberall Krahnen, Maste, Nachen, Waare ladend, Waare bringend; überall Leben und Thätigkeit. Alles kündigt die große See- und Handelsstadt an, das Venedig des Nordens.

Amsterdam ist in der Form eines Halbzirkels gebaut, dessen breite Seite dem Y, einem Arm der Zuidersee, zugekehrt ist, welches zugleich seinen Hafen bildet. Der Grund, auf dem es steht, war ein bodenloser Morast, zum Theil selbst von den Fluthen des Y überdeckt; die Stadt mußte daher, gleich ihrer südlichen Schwester, auf Pfähle gesetzt werden. — Im Halbkreise durchziehen sie 4 Reihen von breiten für Seeschiffe zugänglichen Kanälen, welche mit einander durch eine Menge kleinerer in Querverbindung stehen. Diese zerschneiden die Stadt in etwa 90 Inseln, welche durch 300 Brücken mit einander verbunden sind. Darunter sind manche so groß, daß Seeschiffe durchsegeln

können. Die Gesammtzahl der Häuser ist etwa 50,000; die der Einwohner — vor 200 Jahren ½ Million, — jetzt 220,000.

Amsterdam dankt sein Aufblühen im 16. und 17. Jahrhundert den unklugen und unerträglichen Bedrückungen, die der spanische Philipp dem flamändischen Handel auflegte. Viele der Flamänder, damals die erste Handelsnation der Erde, verließen in Folge dessen ihre Wohnsitze (Antwerpen, Brügge, Gent rc.) und siedelten sich und ihre unermeßlichen Geschäfte in Amsterdam an. Als den Antwerpnern nach dem westphälischen Frieden die Schelde gesperrt wurde, zog sich auch der ganze noch übrige Handel dort weg und nach Amsterdam. Mit dieser Zeit datirt seine glänzendste Periode. Amsterdam breitete unter dem Schilde der damals mächtigsten Republik, deren Herz es war, seine Geschäfte über alle Theile der Erde aus; es wurde die Niederlage der Erzeugnisse aller Länder und Nationen, es erhob sich zu dem, was Antwerpen gewesen war, zum Emporium des Welthandels. Die holländische Flagge ward Herrin in beiden Indien; es bedeckten die Schiffe der Amsterdamer alle Meere; ihre Faktoreien und nur die ihrigen traf man in China, in Japan, in Madagaskar, in Arabien, auf allen Märkten der nordafrikanischen Küste an; „reich und rechtlich wie ein Amsterdamer Handelsherr" ward zum Sprichwort. Am Ende des 17. Jahrhunderts hatte seine Handelsgröße den Gipfel erreicht. In dem langwierigen Kampfe mit dem sich als furchtbaren Nebenbuhler ankündigenden England unterlag aber endlich die holländische Seemacht und blieb im Verfall. Die langgeübte Herrschaft der Meere schwand, Kolonien gingen verloren oder wurden aufgegeben; der amsterdamer Handel zog sich in engere Grenzen zurück; was er verlor, gewann die Hauptstadt des siegenden Britanniens. Alle spätern Anstrengungen, diesem das Verlorene wieder abzugewinnen, endeten unglücklich. Kostspielige Kriege der Republik, meistens mit Amsterdamer Gelde geführt, schwächten die Kapitalkraft der nordischen Venetianer, große Handelskrisen und Verwirrungen entstanden, viele der ältesten und reichsten Häuser, von denen manches ganze Flotten unterhalten hatte, gingen unter, und endlich sank auch jenes berühmte Institut, der Nerv des amsterdamer Handels, die Bank. Die französische Revolution, dann der Einfall und die Gewaltherrschaft der Franzosen, Napoleon, das Continentalsystem, der gänzliche Verlust der Kolonien gaben dem Flore der Stadt den Todesstoß. Amsterdam, abgeschnitten von allem überseeischen Verkehr, hörte in dieser Unglücksperiode — 1809 bis 1815 — fast auf, eine Handelsstadt zu seyn. Tausende wanderten aus und ließen sich in andern Theilen des Landes, oder in der Fremde nieder.

Nach dem Sturze Napoleon's, durch Rückgabe der Kolonien und Befreiung der Meere, öffneten sich zwar die Quellen meistens wieder, die den Reichthum und den Handelsflor Amsterdams begründet hatten; aber doch konnte der Ort am Welthandel nicht den großen Antheil wieder gewinnen, den er früher besaß. Er ist bedeutend noch, allerdings; aber immerhin weniger als die Hälfte von dem, was er vor 50 Jahren gewesen. Damals entlöschten jährlich 4000 Schiffe an seinen Kayen; jetzt etwa 2000. Darum hat auch die Verarmung der niedern Klassen, die sich aus

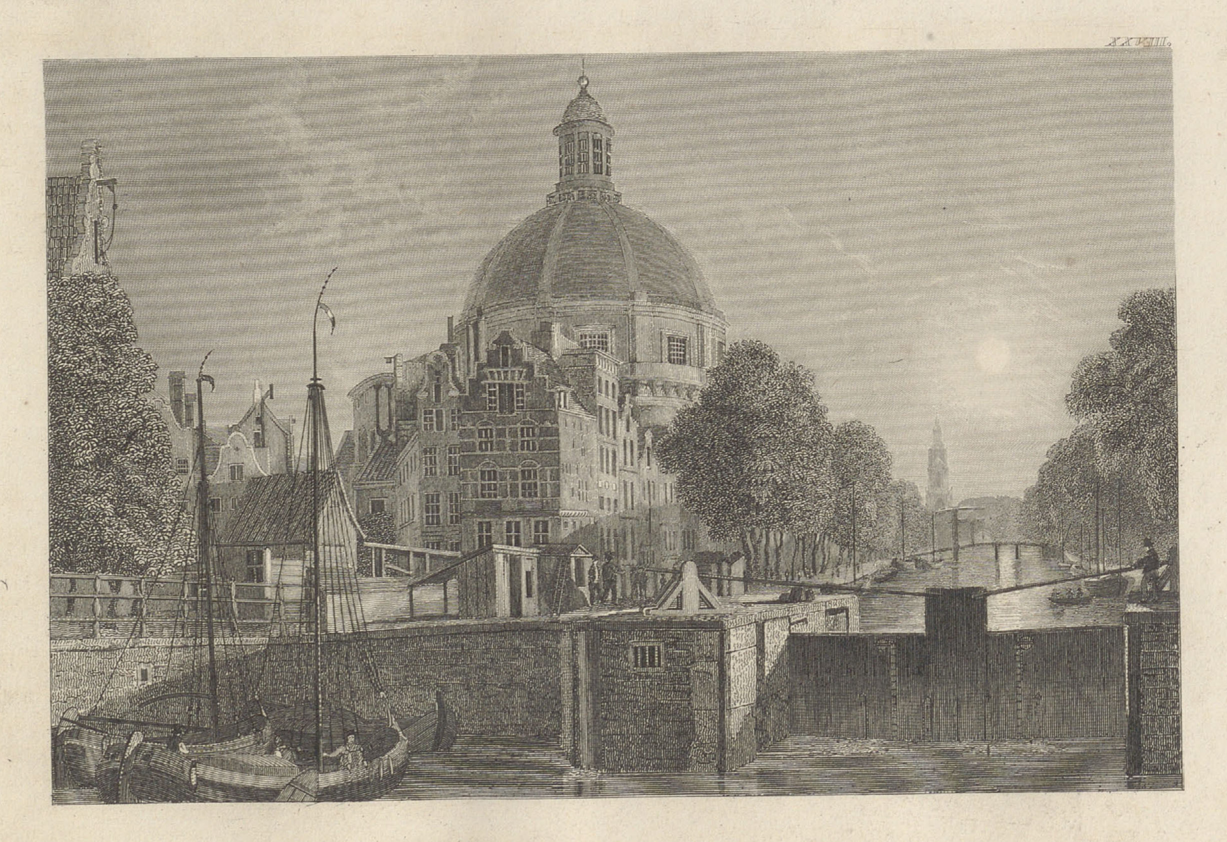
der Napoleonszeit datirt, eher zu, als abgenommen. 14,000 Familien und 30 bis 40,000 einzelne Personen erhalten von der öffentlichen und Privatmildthätigkeit jährlich Unterstützungen.

Die vorliegende Ansicht vom merkwürdigsten und größten Gebäude Amsterdams, dem Stadthause, jetzt ein königliches Schloß, ist vom Damrak aus aufgenommen. Es liegt im Herzen der Stadt, sehr malerisch, auf einem freien Platze. Auf die Befestigung des Grundes wurden Millionen verwendet, 13,700 der größten Masten, in die Tiefe eingerammt, dienen dem Pallaste als Unterlage. Das Schloß bildet ein fast gleichseitiges Viereck, hat in seiner größten Fronte 300 Fuß Länge, ist aus großen Quaderstücken errichtet und enthält eine Menge der herrlichsten Kunstschätze, vornämlich aus der niederländischen Malerschule, eine Bibliothek, mehre naturhistorische und wissenschaftliche Sammlungen.

XXVIII. Amsterdam. — Der Cingel.

Die vier großen, Amsterdam in parallelen Halbkreisen durchschneidenden Canäle sind der Prinzen-Gragt, der Kaiser-Gragt, der Herren-Gragt und der Cingel. Letzterer ist der innerste. Er steht mit dem Y, dem Hafen, durch eine Schleuße in Verbindung. Von dieser Stelle bietet Hollands Hauptstadt eine der anziehendsten Ansichten dar.

Dunkle, hundertjährige Rüster beschatten die bräunliche, glatte Wasserfläche, in der die sinkende Sonne sich spiegelt. Der Dom der neuen Lutherischen Kirche erhebt sich grandios über Häuser und Baumwipfel und in neblichter Ferne begrenzt ein schlanker Thurm malerisch die Perspektive. Diese Ansicht, in der sich der Charakter, das Eigenthümliche aller großen holländischen Seestädte scharf ausprägt, veranschaulicht der schöne Stahlstich hieneben mit vollkommener Treue.



AUSSICHT VOM CINGEL IN AMSTERDAM.

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Inst. zu Hildbh.


Stadt-
bücherei
Elbing



XXIX



D. BALTERTS DEL: STAHLSTICH VON FR. GEISSLER.

CONSTANTINOPEL UND DIE SOPHIENKIRCHE
vom Bosphorus aus.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

XXIX. Constantinopel.

Der Strom des Menschengeschlechts zieht über die weite Erde. Völker steigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. Ein glänzender Tropfen, oft ein Schaumbläschen nur, glüht das Leben großer Menschen im Lichte der Sonne. Es strahlt oder schillert für einen Augenblick und verschwindet. Aber die Ewigkeit schwebt ernst und schweigend über den Fluthen, Wage und Schwerdt der richtenden Gottheit in den Händen.

Selten ruhig, oft sturmbewegt und tosend, wälzt sich seit ein paar Jahrtausenden der Strom der Menschheit über Constantinopels hesperidische Hügel. Völker kamen, drängten, siegten, unterjochten, trieben oder tilgten aus, weilten und herrschten eine Zeitlang, wurden wieder gedrängt, unterjocht, und vergingen.

Selbst der Ortsname unterlag dem Wechsel. Byzantium hieß (nach seinem ersten Erbauer Byzas aus Megara) was man später Constantinopel nannte. Die Stadt erstand am Thrazischen Bosporus, der Europa von Asien scheidet, auf einem die Gestalt eines Dreiecks habenden Vorgebirge, an der Stelle, welche das Serail jetzt einnimmt. Ihre für den Handel äußerst günstige Lage wurde bald von den benachbarten griechischen Völkerschaften erkannt. Sie ward das Ziel großer Schaaren von Auswanderern aus allen Theilen des alten Hellas. Besonders zahlreich ließen sich reiche Milesier hier nieder, deren Einfluß, obschon durch republikanische Regierungsformen beschränkt, bald überwiegend wurde. Die Stadt erweiterte sich bis um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs so sehr, daß sie fast die Hälfte des Raumes, den das heutige Constantinopel bedeckt, einnahm. Man zählte Byzanz damals schon unter die mächtigsten, reichsten und schönsten Pflanzstädte Griechenlands.

Ihre gewissermaßen schutzlose Lage und ihr Reichthum stellte sie den beutesüchtigen, kriegerischen Völkern Thraziens und Bythiniens blos. Sie wurde in häufige Kriege mit denselben verwickelt, die nicht immer glücklich endigten. — Mehrmals besiegt und gebrandschatzt, und im Peloponnesischen Kriege eingenommen und verwüstet, erhob sie sich doch immer von neuem wieder zu Macht und Ansehn. In den Kämpfen, welche durch die gänzliche Unterjochung Griechenlands unter die römische Weltherrschaft endigten, theilte sie das allgemeine Schicksal; sie wurde römische Provinzstadt. Gerade dieses aber, welches ihrem Handel das ganze unermeßliche Weltreich öffnete, wurde die Grundlage ihrer nachmaligen Größe. Sie wuchs an Reichthum und Ausdehnung von Jahr zu Jahr. Unter den Kaisern

begann ihr höchster Flor. Byzanz zählte zur Zeit Constantins über eine Million Einwohner und war die größte und schönste Stadt des römischen Ostens.

Der ebengenannte Kaiser wählte das alte Byzanz zu seiner Residenz. Er ließ ganze Stadtviertel niederreißen und neu bauen, andere durch Palläste, Theater, Bäder verschönern, zahllose Kunstwerke aus allen Theilen Griechenlands und Italiens, ja selbst aus Rom in sie versetzen, die reichsten Familien Italiens übersiedeln, und gab ihr so binnen wenigen Jahren einen Glanz, der selbst den der herrlichen Roma verdunkelte. Er schuf aus ihr gewissermaßen eine neue Stadt, zehnmal herrlicher als sie früher gewesen, und nannte sie nach sich Constantinopolis, die Stadt des Constantin. Doch nur zu bald, mit dem Verfall des Römerreichs unter seinen Nachfolgern, begann auch der der Kaiserstadt. Das Westreich sank unter den Streichen der Barbaren; das Ostreich wurde mehrmals von Hunnen, Avaren, Persern geplündert, verheert. Innere Kriege zerfleischten es; also vielfach geschwächt, konnte es den sich um das Jahr 630 entspinnenden achthundertjährigen Kampf mit den Arabern, die unter Mahomed und seinen Nachfolgern als eroberndes Volk auftraten, nur mit immer wachsendem Nachtheile fortsetzen. Schon in den ersten 11 Jahren des Kriegs gingen die schönsten Provinzen in Asien und Afrika — Phönizien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten — an die Mohamedaner verloren; dreißig Jahre später ganz Nordafrika und Sicilien. Schon belagerten sechs Jahre hinter einander die Türken Constantinopel; dießmal fruchtlos. Binnen einem Jahrhundert später wurden alle übrigen Provinzen in Asien (Kleinasien allein ausgenommen) harterstrittene Beute der Araber; Italien die der Longobarden. Thrazien wurde von Türken und den nordischen Raubvölkern abwechselnd geplündert. Constantinopel war öfters zur Selbstvertheidigung genöthigt, seine Handelsflotten wurden verbrannt oder geplündert. Auswanderung und Krieg brachten seine Einwohnerzahl auf die Hälfte herab. Empörungen, Thronentsetzungen, Hinrichtungen, färbten die Straßen der Hauptstadt unaufhörlich und lange Jahre hindurch mit Blut. Die zahllosen wilden Kreuzfahrerhorden kamen als Freunde und Beistand gegen die Türken; hausten aber wie blutdürstige Feinde, plünderten und brandschatzten, setzten Kaiser ein und Kaiser ab und übten gesetzlose Herrschaft. Endlich wurde Constantinopel von ihnen, die die Oströmer Lateiner nannten, förmlich in Besitz genommen (1204), und ein flandrischer Graf, Balduin, herrschte in ihr als Kaiser, während in den Provinzen völlige Anarchie waltete. In Nizäa, in Trapezunt, spielten Sprößlinge der vertriebenen Regentenfamilie die Kaiserrolle, in kleinern Orten Usurpatoren die der Könige. Constantinopel sank mehr und mehr, zumal nachdem die Türken die Lateiner und Byzantiner aus Palästina und dem ganzen Orient vertrieben hatten. 1357 brachen sie nach Europa auf, um die Unterjochung des oströmischen Reichs zu vollenden. Sultan Murat eroberte 1361 Adrianopel, und das einstige Weltreich war fortan auf die Mauern von Constantinopel beschränkt. Noch fast hundert Jahre vegetirte dieser Schattenstaat unter der Vormundschaft der Genueser oder Venetianer, die abwechselnd in demselben die Herren spielten, bis ihm endlich durch die Erstürmung Constantinopels am 29. Mai 1453 durch die Türken unter

Mahomed II. für immer ein Ende gemacht wurde. Sein letzter Beherrscher, Kaiser Johann, starb, nachdem er sich zum verzweifelten Todeskampf durch den Genuß des heiligen Abendmahls in der Sophienkirche gestärkt hatte, mit 10,000 Streitern in der heldenmüthigsten Vertheidigung auf den Mauern der Hauptstadt, eines alten Römers würdig.

Ueber die erstürmte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mahomed hatte zur Ermunterung seiner Krieger diesen die Plünderung verheißen. Durstend nach Blut und nach Beute stürzten die Türken über die wehrlosen Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurde geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sklaverei, alles bewegliche Gut wurde zerstört oder geraubt, unermeßliche Schätze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tage endlich des allgemeinen Mordens und Verwüstens vertobte der Sturm, und es hielt Mahomed, der Verderber, eine eiserne Keule in der Faust, in der blutgebadeten Cäsarenstadt feierlichen Einzug. Doch als er in den herrlichen Kaiserpallast trat und dessen Verödung sah durch Brand und Mord, da drang in sein Gemüth die ernste Betrachtung des Schicksals, das über die menschlichen Dinge waltet. Gnade sprach er aus über das was die Flammen oder das Schwerdt seiner Horden übrig gelassen, und die Stadt Constantin's erklärte er zum ewigen Herrschersitz der Sultane, Istambol fortan geheißen. —

Dieses bedeckt mit seinen 80,000 Häusern die ganze Area des alten Constantinopels; aber an Schönheit und an Einwohnerzahl ist es ihm nicht zu vergleichen. Auf dem Schutt der breiten Römerstraßen, der Amphitheater, der Tempel, der Bäder, erbauten die Türken in widerlicher Unregelmäßigkeit die engen Gassen von schlechten Lehmhütten, aus welchen zuweilen ein Pallast, oder eine Moschee, oder eine herrliche Bautrümmer des Alterthums hervorragen. Seine amphitheatralische Lage, auf beiden Seiten eines vom Meer umflossenen, 2 Stunden langen, nach dem Lande zu breiter werdenden Hügels, gibt ihm in der Ferne ein imposantes Ansehn, schöner als das irgend einer Stadt in der Welt; aber im Innern herrscht Schmutz und Armseligkeit. Die Stadt selbst hat, ohne die Vorstädte, 2½ deutsche Meilen im Umfange; mit den Vorstädten etwa 24 Stunden. Die Zahl der Einwohner war während der Türkenherrschaft nie über 700,000; sie beträgt jetzt unter ½ Million. Ungefähr die Hälfte sind Türken; 150,000 griechische, 30,000 armenische Christen, über 60,000 Juden. Die Befestigung von Constantinopel besteht gegen die Landseite hin aus Gräben und einer doppelten Mauer mit 500 Thürmen besetzt; zur Abhaltung einer regelmäßigen Belagerung ist sie aber nicht geeignet. An der Westseite der Stadt, an der Einfahrt aus dem Marmormeer, erhebt sich ein Castell noch innerhalb der Ringmauer; es ist das Schloß der sieben Thürme. Gegenüber auf der asiatischen Seite, am Westende von Scutari, liegt ein ähnliches, und zwischen beiden, mitten im Bosporus, ein drittes — der Thurm des Leander. Den Hafen bildet ein, etwa eine Viertelstunde breiter und 2 Stunden langer Arm des Bosporus, welcher sich zwischen zwei Hügeln hinschiebt, von welchen der links

das eigentliche Constantinopel, der rechts die Vorstädte Galata, Tophana, und auf seinem Rücken Pera, der Aufenthalt der fremden Europäer (Franken), trägt. Die merkwürdigsten und prachtvollsten Gebäude der Stadt befinden sich auf dem breit abgerundeten, in das Meer hineinragenden Ende der Landspitze. Der größere Theil desselben nimmt das Serail (die Residenz des Sultans) ein. Die Kuppeln und Minarets rechts auf unserm Bilde sind ein Theil dieser ungeheuern, unregelmäßigen, von Gärten, Cypressenhainen und Höfen unterbrochenen Gebäudemasse, welche eine mit Thürmen und Kanonen besetzte, fast 4 Stunden im Umfange messende Mauer umschließt. Der Haupteingang ist ein aus Marmorblöcken hochgewölbtes, von den 50 kaiserlichen Thürstehern (Kapidschis) gehütetes Thor, die hohe Pforte genannt, ein Name, der von den Türken symbolisch für das ganze Reich gebraucht wird. Auf beiden Seiten des Eingangs sieht man gewöhnlich frisch abgeschlagene Menschenköpfe, die Opfer der Sultanslaune oder der Reichs-Justiz, und oft in entsetzlicher Anzahl, aufgesteckt. Das Innere ist nicht geeignet, das Graußen, welches dieser Anblick erregt, zu verscheuchen; überall Bewaffnete, überall schwarze, gelbe und weiße Verschnittene, Tausende von Sklaven des durch kein Gesetz gefesselten Willens eines Einzigen. Dicke, finstere Mauern, deren Pforten zahlreiche Leibwachen besetzt halten, trennen die einzelnen Gebäude, und der Zauber, den der Anblick des Pallasthaufens mit seinen vergoldeten Kuppeln und Minarets von der Seeseite schuf, verschwindet in Täuschung. Der hinterste Theil des Serails — mehre abgesonderte, außerordentlich große, sehr hohe, nach Außen fast fensterlose Gebäude, von herrlichen Gärten umgeben, — ist der Harem, die Wohnung der sieben rechtmäßigen Frauen des Sultans, von denen jede ihren eigenen Haushalt und zweihundert junge Sklavinnen (Odalisken) zur Bedienung hat. Das größte aller Gebäude enthält die 1400 Kebsweiber des Fürsten, welche wiederum von eben so viel Sklavinnen bedient, und von 300 schwarzen und eben so viel weißen Eunuchen bewacht werden. Die Bewohner des Harems stehen mit der Außenwelt in keiner Berührung — selbst die Frauen des Sultans kennen sich unter einander nicht und sehen sich niemals. Die eigentliche Wohnung des Sultans ist für alle Sterblichen, außer für die Leibdienerschaft, den Kammerherrn (Kapidschi-Baschis) und Leibpagen, ein unzugängliches, geheimnißvolles Heiligthum, das Keiner, selbst der Vezier nicht, zu betreten wagt. Haufen von Stummen und Zwergen, in seltsamer Kleidung, sind die Staffage der Vorzimmer, erstere oft die Vollstrecker geheimer Hinrichtungsbefehle im Innern des Pallastes.

Das die Häusermasse hoch überragende Gebäude auf der Mitte des Bildes ist die ehemalige Kirche der heiligen Sophia, jetzt die Hauptmoschee der herrschenden Mohamedaner. Der Grund zu diesem großartigen Tempel wurde unter der Regierung des Kaisers Justinians im 6ten Jahrhundert gelegt; 20 Jahre nach ihrer Erbauung stürzten Erdbeben sie ein; sie erhob sich in der Form eines griechischen Kreuzes zum damals prächtigsten Gotteshause der Christenheit wieder aus ihren Trümmern. Ihr Aeußeres wurde in spätern Zeiten durch ungleichartige Anbauten entstellt, die dem Ganzen ein schwerfälliges, unästhetisches Ansehen geben; nur die Kuppel wölbt sich hoch über den

regellosen Steinhaufen in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät. Das Innere ist höchst prachtvoll und von der größten Wirkung. Neun große, bronzene, antike Thüren bilden, durch eine hehre Vorhalle, den Eingang. Der Fußboden besteht ganz aus kunstvoller Mosaik von köstlichem Porphyr und Verdantiko. Alle Wände sind mit Marmor bekleidet. Mit der großen Kuppel, deren inneres Gewölbe ganz mit Gold und einer durchsichtigen Mosaik ausgelegt ist, sind noch 2 Halbkuppeln und 6 kleinere auf eine den Eindruck des Ganzen wundervoll erhebende Art verbunden. Rund um das, 109 Fuß im Durchmesser haltende Gewölbe läuft eine durch 24 Bogenfenster erhellte Galerie aus Marmor, getragen von 67 antiken Säulen, entnommen aus den Ueberresten der herrlichsten Bauwerke des Alterthums. 6 davon gehörten dem weltberühmten Dianen-Tempel zu Ephesus, 8 dem Sonnentempel in Rom an. Das ganze Gebäude hat im Innern 270 Fuß Länge und 200 Fuß Breite, der Hauptdom 170 Fuß Höhe. Ohne Erlaubniß des Großherrn darf kein Christ den Tempel betreten. Die 4 Säulenthürme, (Minarets), welche denselben rechtwinklich umgeben, stehen isolirt und sind ein Zusatz der Türken.

Links von der Sophienkirche erhebt sich eine mit Kuppeln bedeckte, und mit Minarets umstellte Gebäudemasse — es ist die große Moschee Sultans Achmed. Auch zu ihrer Verzierung wurden eine Menge Säulen den schönsten Gebäuden des Alterthums entzogen. Außer dieser Moschee zählt Constantinopel noch eine Menge anderer, an 5000 mohamedanische Bethäuser, 36 christliche Kirchen aller Confessionen, 11 Vorbereitungsanstalten zum Staatsdienst für 1600 Eleven und über 1800 Schulen. In 5000 Kaffeehäusern und Opiumbuden fröhnt der träge, arbeitsscheue Türke dem Genuß der Ruhe, des Träumens und der Bewußtlosigkeit. Die Bazars sind große steinerne Gebäude mit Arkaden, unter denen sich die Läden befinden, und diese Märkte sind Mittelpunkte des Handels für das ganze türkische Reich. Fast jede einzelne Waare hat ihren besonderen Bazar, auch die Sklavinnen haben den ihrigen, ein täglicher Schauplatz der tiefsten Herabwürdigung der Menschheit und des grenzenlosesten Jammers. Das Arsenal, die Waffenfabriken und andere, Staatszwecken gewidmeten Gebäude, sind mit hohen Mauern umgeben, dem Auge nicht sichtbar und für den Fremden nicht zugänglich. — Merkwürdige Ruinen der Vorzeit fallen, meistens verbaut von den türkischen Hütten, im Innern der Stadt selten in's Auge; aber darum ist Constantinopel an ihnen nicht weniger reich. Ueberall reden dem Alterthumsforscher hier in Trümmern und Denkmälern Völker an, aus denen zum Theil keine menschliche Stimme mehr ertönt. Vom uralten Megaris, vor mehr als drittehalb Jahrtausenden Byzantiums Begründer, kennt man die Stätte kaum; aber hier zeigen kyklopische Substruktionen noch von den ersten Erbauern. Der ausgebildete, edle Kunstsinn der Milesier verräth sich noch in manchen Trümmern. Der welterobernde, römische Adler schwebt noch über tausend Denkmälern seiner Herrschaft. Der Thrazier, Bythinier, Gallier kurzes Daseyn ist fast spurlos verschwunden; aber von den Gebietern des Abendlandes, den Lateinern, den Venetianern und Genuesen zeugen die meisten noch vorhandenen Werke zu Trutz und zur Abwehr; —

der Halbmond endlich auf ihren Zinnen, auf den Tempeln der Römer und auf den Kirchen der Christen, — das Zeichen des gegenwärtigen Herrschervolks, — auch er ist ein bleiches, untergehendes Gestirn am Horizonte der Menschheit, und bald wird es verschwinden! — — —

Byzantium — Constantinsstadt — Istambol — vor deines Namens Dreieinigkeit senkt der Denker den Blick in die Tiefe der Nacht, in welcher der verhüllte Diener des Weltgeistes die Loose der Völker und Menschen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, und deutlich erkennt er die Hand der langmüthigen aber furchtbar rächenden Gottheit mit dem strafenden Blitze, wie sie den Zufall lenkt, gerecht zu richten nach dem ewigen Gesetze der Wiedervergeltung die Thaten der Völker und die Thaten der Fürsten.

XXX. Clumm in Tyrol.

Der Rheingau hat wohl seine Sänger in allen Zungen gefunden. Gelehrte Reisende aller Nationen hatten es gemächlich genug, auf ihrem Fahrzeug die herrliche Landschaft abzureißen, sie an ihrem Pulte, mit Hülfe der tausend Beschreibungen ihrer Vorgänger, auf eigene Weise vollends auszumalen und dann einzustimmen in den universellen Chorus zum Ruhm und Preis des Feenlandes am Rheinstrom. So ist es denn gekommen, daß der gebildete Russe wie der Nordamerikaner, der edle Ungar wie der Engländer, die Topographie unsers Rheinthals von Mainz bis Koblenz oft besser kennt, als die der Umgebungen seiner Vaterstadt; aber um so Wenigere wissen, daß andere Gegenden Deutschlands noch manche unbekannte Welt von Schönheiten verbergen, die den in jenem allberühmten Thale nicht nachstehen. Alles was am Rhein entzückt, findet man fast eben so schön an der böhmisch-sächsischen Elbe und an der österreichischen Donau; schöner in einigen Thälern Tyrols, Krains und Steyermark's; unerreicht in dem Thale des Inn, oberhalb und unterhalb Innsbruck. Die großartigste Berg- und die lieblichste Thalnatur in immerwährender wechselnder Mannichfaltigkeit der Formen, von einem den Rhein an Größe zwar nicht erreichenden, aber doch immer majestätischen Strom belebt, Klöster und Ritterburgen, heitere Fernsichten, urplötzlich auf das Dunkel der Schluchten folgend, nichts auf der Rheinreise Erfreuendes fehlt, und Manches findet man hier, was man auf jener vergeblich suchen

XXX.



Stahlstich v. J. G. Martini in Rudolstadt 1833.

VESTE KLUMM im INNTHALE,
in Tyrol.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Instit. zu Hildbh. — Eigenthum der Verleger.





COMO AM COMER SEE IN ITALIEN.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

würde, — z. B. schimmernde Schneegipfel aus Wolkenhöhen und leuchtende Gletscher. Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menschen, immer auf derselben Stelle wiederzusuchen, wo vor ihm Andere gefunden, dann könnte man nicht begreifen, warum die Schwärme der Reisenden aller Länder Jahr aus Jahr ein immer und immer nur den Rheingau zum Ziel ihrer Fahrten wählen; und ausschließlich dorthin pilgern zum Kauf des Genusses einer großen und schönen Natur, während die gleich herrlichen Gegenden in andern Theilen unseres Vaterlandes von ihnen unbesucht bleiben.

Aus dem herrlichen Panorama des Innthals gibt das nebige Bild eine der schönsten Parthien.

Die halbverfallene Bergfeste Clumm liegt dicht an der Heerstraße, welche aus Tyrol nach Baden und der Schweiz führt, ungefähr 8 Stunden westlich von Innsbruck, malerisch auf einem rundum senkrecht abgeschnittenen Felsen, nur durch eine kühne, die trennende Kluft überspannende hölzerne Brücke zugänglich. Von ihrem Thurme genießt man eine der reizendsten Aussichten, wie sie die Schweiz selbst nicht schöner bietet. Vor sich zu seinen Füßen hat der Wanderer das romantische, fruchtbare Innthal, vom breiten Strome durchschlängelt, besäumt mit dunkeln bis 1000 Fuß hohen, schroffen Felsenmauern. Ueber diese richten sich, amphitheatralisch, die höheren Bergmassen der Alpen auf, und hoch über diese hängen die ungeheuern Eisfelder des Hochvögels, dessen ewig beschneite Hörner in einer Höhe von 10,000 Fuß mit den Wolken kosen. Rechts und links in größerer Ferne schimmern die weißen Scheitel der Salzburger Alpen, des Ferner, und noch weiter der des Oerteler, dem Montblanc an Höhe fast gleich. Am herrlichsten ist die Gebirgsansicht bei untergehender Sonne, wenn in ihrem Golde die Gletscher als eben so viel Feenschlösser glänzen.

XXXI. Como.

Kein Wasserbecken der Alpen stellt frappantere Gegensätze nordischer Wintereinöden mit südlichen Frühlingsparadiesen auf, als der Comer-See. Wir heben den Blick und siehe! Hinter schwarzem Tannengehölze starren die

trauernden Schneewüsten der Savoyschen Gebirge, allein von der leichtfüßigen Gemse betreten, und schroffe Felswände ragen hoch in die Lüfte, nur vom Habicht und Lämmergeier umstreift. Wir senken den Blick und siehe! malerisch gruppiren sich Pinien, Cypressen, Lorbeern und Oelbäume, die Kinder eines südlichen Himmels, an sanft abwallenden Berglehnen, und Rebengewinde, die traubenbeladen von Baum zu Baum schwanken, und Pomeranzenwipfel mit Frucht und Blüthe, zwischen Maisfeldern und Rosmarin und Myrthengesträuch, noch im December mit Blumen und Schmetterlingen umgaukelt, begrenzen das Gestade der azurblauen, von Schiffchen und Gondeln belebte Fluth. Manche Gegend Italiens ist fast so schön, vielleicht eben so schön als die von Como; aber der Gegensatz fehlt, ohne dem man sich ein Eden nicht denken mag. Auch das Paradies der Alten hat ja die Schneegefilde des Ararat zur Folie.

Die großartigste Ansicht von Como genießt man auf der Landfahrt von Lecco her. Da, auf der Höhe des Weges überschaut man fast die Hälfte des Sees, und die lange Kette der Hochalpen umzieht, wie ein weißer Wolkenschleier, den Horizont in Nord und in West. Die lieblichste aber ist nach Süden vom See aus, den man von Riva am nördlichen Ende nach seiner ganzen Länge von 8 deutschen Meilen im Dampfboot in 4 Stunden durchschneidet. Da liegt Como im Schooße der reichsten Triften, von Oliven- und Orangenhainen besäumt, das herrlichste Wasserbecken in weitem Halbkreise umarmend, aus dessen Mitte sein Riesendom gleichsam aus den Fluthen aufzutauchen scheint. Von allen Anhöhen lachen freundliche Gartenhäuschen und reizende Landhäuser herab, und mäßig hohe Berge mit Klöstern und Burgtrümmern gekrönt, oder mit Wald bewachsen, beschränken von dieser Seite die Ansicht. Schön und treu ist sie in unserm Stahlstich verbildlicht.

Como ist groß und prächtig gebaut. Es hat etwa 18,000 Einwohner. Der Dom, von weißem Marmor, ist einer der schönsten der Lombardei. Mehre der ersten Familien Italiens, die Galli, Odescalchi, Este und Andere, erbauten sich hier, oder in der Nähe, Palläste für ihren Sommeraufenthalt; und das ganze Jahr hindurch wimmelt die Stadt und Gegend von besuchenden Fremden. Diese und die Fabriken in Sammet, Seidenstoffen und Handschuhen, die Cultur des Weinstocks und des Oelbaums, geben den meist wohlhabenden Einwohnern Erwerb in Fülle. —





HIGHSTREET, EDINBURG, SCHOTTLAND.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

XXXII. Edinburg.

Dicht an der großen Straße, welche von Edinburg nach London führt, am östlichen Ende der Hauptstadt Schottlands, erhebt sich in imposanten Massen ein hoher Felsen mit breitem Scheitel, Caltonberg mit Namen. Ein bequemer Fahrweg, aus dem Gestein gehauen, windet sich zum Gipfel, von dem man eine der grandiosesten Aussichten genießt, die unser Welttheil bietet. In einem Halbkreise, dessen Tiefe eine volle Stunde mißt und dessen beide Enden fünf englische Meilen von einander getrennt sind, liegt das Athen des Nordens, Edinburg, durch eine tiefe durch Brücken verbundene Schlucht in zwei ungleiche Hälften gespalten, zu des Schauenden Füßen. Man denke sich eine Masse von mehr als 20,000 Häusern, von etwa 140 Domen, Kuppeln, Thürmen, und schlanken Säulen, den den großen Männern des Vaterlandes geweiheten Denkmälern, überragt, über welche sich wieder, auf breitem Felsenrücken, mitten aus der Stadt die uralte Königsburg erhebt, düster die verwitterten grauen Zinnen in die Lüfte reckend. Rechts sieht man den Hafen von Leith mit einem Wald von Masten, jenseits desselben, den dunkeln weiten Busen des Meeres, wimmelnd von schneeweißen Segeln, die kommen und gehen, und von zahllosen grauen Fischerbarken belebt. Auf der südöstlichen Seite thürmt sich der pittoreske Felsengipfel des Arthursitzes auf, an dem die alte Sage der Mährchen viele von dem königlichen Helden der Ritter von der Tafelrunde knüpft, und an dem Fuße dieses Colosses umgibt das Amphitheater der Salisbury-Craggs einen Theil der Häusermassen, gleichsam die Stadt zu umarmen trachtend. Am Horizont endlich weidet sich das Auge an den kühnen Formen von den Pentland-Bergen im Süden, oder ruht auf den nördlich in sanften Wellenlinien sich hinziehenden Hügeln von Corstorphein. Keine Hauptstadt Europa's bietet mitten in ihrem Schooße ein so herrliches Panorama.

Nur einen Theil desselben rückt der Stahlstich vor unser Auge. Der Felsen in der rechten Ecke des Vorgrundes gehört zum Caltonberge — er war der Standpunkt des Zeichners. Die eine unabsehbare 150 Fuß breite Straße bildende Doppelreihe von Palästen ist Highstreet, die schönste Straße der Edinburger Neustadt, und eine der prächtigsten der Erde. Die mit Mauern und Thürmen eingeschlossenen zwei großen, finsteren, scheinbar den Zeiten des Faustrechts angehörenden Gebäude, im altflorentiner Style, sind die Hauptgefängnisse Bridewell und New-Prison. Jene das Auge fesselnde Kuppel auf der rechten Seite der Highstreet, über dem von 4

Thürmen rechtwinklich begrenzten Pallaste, deckt das Reichsarchiv von Schottland. Links, am Fuße des Burgfelsens, hebt sich der nach griechischem Muster erbaute Tempel des königlichen Instituts zur Beförderung der Wissenschaften empor; hinter diesem die Johanniskirche mit ihrem seltsam geformten, zweispitzigen Thurme; — der schlanke, hochbekuppelte Säulenkreis rechts ist der Dom der Georgenkirche und die weiße Colonne, die das Auge nahe am rechten Rande des Bildes anzieht, ist ein Denkmal, welches die öffentliche Dankbarkeit der Edinburger ihrem großen Mitbürger Lord Melville errichtete. Jenseits der schönen Nordbrücke, welche die tiefe, beide Stadttheile trennende Schlucht, die früher ein See war, überspannt, beginnt die Altstadt mit ihren unregelmäßigen, engen, dunkeln, oft an steilen Bergwänden hinlaufenden Straßen, deren Bauart mit der durchgängig edeln der Neustadt den schneidendsten Gegensatz bildet. Da sieht man in den Berg hinein gebaute, nach Vornen 11 Stock hohe, Häuserreihen, welche auf der Hinterseite, der steilen Bergwand zu, die Hausflur im 9. Stocke haben. Auf dem Bilde nicht sichtbar, im südlichen Theile der Stadt, verbindet eine zweite, die sogenannte Südbrücke, die obere (neue) mit der untern (alten) Stadt, und ihre hohen Bögen überspannten Straßen, die sich in der tiefen, dunkeln Schlucht hinwinden. Die Häuser der Neustadt bestehen fast ganz aus Quaderstücken, und bilden rechtwinklich sich kreuzende Straßen von 1 bis 2 Meilen Länge, und 100 — 150 Fuß Breite. Für sich betrachtet ist sie unstreitig die prächtigste Stadt der Erde, dahingegen jene, sammt der Hafenstadt Leith als die häßlichste gelten mag, die es geben kann. Am Südende der Altstadt steht der finstre alte Pallast der schottischen Könige, Holyrood-Haus, berühmt geworden in neuester Zeit als Asyl einer flüchtigen Königsfamilie, über die Frankreichs Volk, müde mißbrauchter Gewalt, Thronverlust und ewige Verbannung aussprach. — Zu den schönsten Gebäuden Edinburgs gehören noch das mit Hörsälen für 3000 Studenten versehene Neue Universitätsgebäude, (1789 mit einem Aufwand von 1 Million Gulden errichtet) die Bank, das Parlamentshaus, die Börse. — Die Sternwarte, Nelson's Monument, der berühmte Tempel der Hochschule — alles Baudenkmale, welche den Rücken des Caltonberges, auf unserm Bilde nicht sichtbar, zieren, werden wir später, als Gegenstand eines besondern Stahlstichs beschreiben. — Auch der historisch merkwürdigen königl. Burg widmen wir ein eigenes Blatt. —

Edinburg, das vor 280 Jahren, zur Zeit der Marie Stuart, kaum 18000 Einwohner in den ekelhaften Gassen der Altstadt zählte, hat jetzt, mit der Hafenstadt Leith, über 200,000; — und die Gewerbe und der Reichthum seiner fleißigen, rührigen Bürger haben sich verhundertfacht. Es ist dieß ein schlagender Beweis für die oft verkannte Wahrheit, daß ein üppiger, verschwenderischer, lüderlicher Hof, der das Mark eines ganzen Landes in der Hauptstadt vergeudet, einem Orte nie jenes Gedeihen geben kann, welches überall keimt, wo Fleiß und Betriebsamkeit der Bürger die Saat ausstreuen.


Stadt-
bücherei



Stahlstich v. B. Metzeroth.

SANTA MARIA DELLA SALUTE

im Venedig.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

XXXIII. Die Dogana und Santa Maria della Salute in Venedig.

Noch einmal führen wir den Leser zur verwittweten Königin der Tiefe — dem trauernden Venedig.

Das Gebäude links auf unserm lieblichen Bilde, mit dem viereckigen Thurm, auf dessen Zinne vier unter der Last sich krümmende Colosse eine vergoldete Weltkugel tragen, über welcher die wetterwendische Glücksgöttin, als Windfahne, sich dreht, ist La Dogana. — Aufgeführt aus Quadern von weißem Marmor, imponirt dieses Werk durch seine Festigkeit und Dauer, die für eine Ewigkeit berechnet scheint; doch würde es in dieser Stadt von Marmor, wo so viele Wunder der Baukunst dem Auge sich entgegendrängen, kaum Aufmerksamkeit erwecken können, wären seine Ansprüche auf diese nicht von höherer Art. In diesem Gebäude, in welchem seit neun Jahrhunderten die Register über alle seewärts einkommenden Waaren und Schiffe, und wo letztere anhalten und verzollen müssen, geführt werden, war einst der Zentralpunkt, von dem man die Bewegungen des Welthandels beobachtete, jenes mächtigen Genius, der alle Venedig schmückenden Wunder des Reichthums und der Prachtliebe aus den Fluthen hervorrief. In diesem Gebäude war es, in welchem jenes berühmte Admiralitätsgericht seine permanenten Sitzungen hielt, und, im Beiseyn von Delegaten aller Handelsvölker der Erde, die die Schifffahrt betreffenden Rechtsfälle und Streitigkeiten in einziger und letzter Instanz entschied. Aber nicht nur ist die Dogana derjenige Ort, in dem die Erinnerungen an Venedigs Ruhm und Herrlichkeit wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen — er ist auch der, welcher seinen Verfall und seine Verödung am ergreifendsten veranschaulicht. Man denke sich diesen weiten, tiefausgegrabenen Meerarm zur Zeit, als Venedig jährlich 8,000 Schiffe von hier aus nach allen Häfen und Buchten der bekannten Erde versegeln und eben so viel kommende hier anhalten sah: welch ein Gewimmel und Durcheinander von Flaggen, Menschen und Sprachen aller Nationen damals an dieser Stelle; — und jetzt? — die Marmorblöcke der Kayen sind mit Moos überzogen, Küstenhandel treibende Barken und Gondeln sind die einzige Staffage der öden, spiegelnden Fluth. Zwar ist, wohin das Auge sich wendet, überall noch Größe, Pracht, eine fast überirdische Herrlichkeit sichtbar; aber der Genius, der diesem Allen Leben gab, er ist entflohen und der Hauch des Todes und der Verwesung weht schon wie über Gräbern.

Die Kirche S a n t a M a r i a d e l l a S a l u t e, in edlerm Style als die von San Marco, ganz aus parischem Marmor erbaut, und im Innern höchst kostbar ausgeziert, erhebt sich unmittelbar hinter der Dogana und gewährt einen wirklich wunderschönen Anblick. Sie enthält einen reichen Schatz von den Meisterwerken der großen Maler aus der Venetianischen Schule, das was der Pinsel von Tizian, Tintoret, Paul Veronese und Georgino Herrlichstes schuf. Die prachtvollen Gebäude des mit der Basilika verbundenen Capitels stehen meistens leer. Selbst die Kirche leidet unter den Folgen der Vernachlässigung und sie eilt, der zerstörenden Kraft der Zeit und Elemente preißgegeben, ihrem Verfall entgegen.

XXXIV. Ein Ansiedler-Blockhaus in Nordamerika.

Ihrer Hundert und neun und sechzigtausend zogen, nach amtlichen Angaben, im vorigen Jahre aus Europa über's Meer nach Nordamerika. Noch Hunderttausende schicken sich zu gleichem Zuge an, und in die heißen Thränen des Schmerzes bei der Trennung von den Scheidenden mischen sich bei den meisten der Zurückbleibenden Hoffnungen des Wiedersehens. Nur für d i e, welche n i c h t a r b e i t e n mögen, oder können, ist Amerika ein G r a b für die ziehenden Geliebten!

Aber was ist die Ursache dieser neuen Völkerwanderung? Was treibt diese zahllosen Schaaren aus dem Lande ihrer Väter? Was treibt die Menschen, sich loszureißen von Allem, was nach Gewohnheit, Begriffen und Neigungen der Menschen ihnen am theuersten ist auf Erden, und zu fliehen über Meer und Länder in den fernsten Welttheil? Sind's die Dämonen des Krieges? Wir leben in Frieden! Sind's des Todes Würgengel, Pest und verheerende Seuchen? Sie haben uns verlassen! Oder ist's der Fluch des Himmels, der auf Europa lastet, was die Menschen fortscheucht? Hat der Lauf der Gestirne seine Gesetze, hat die Erde ihre Bahn geändert? Ist das Feuer

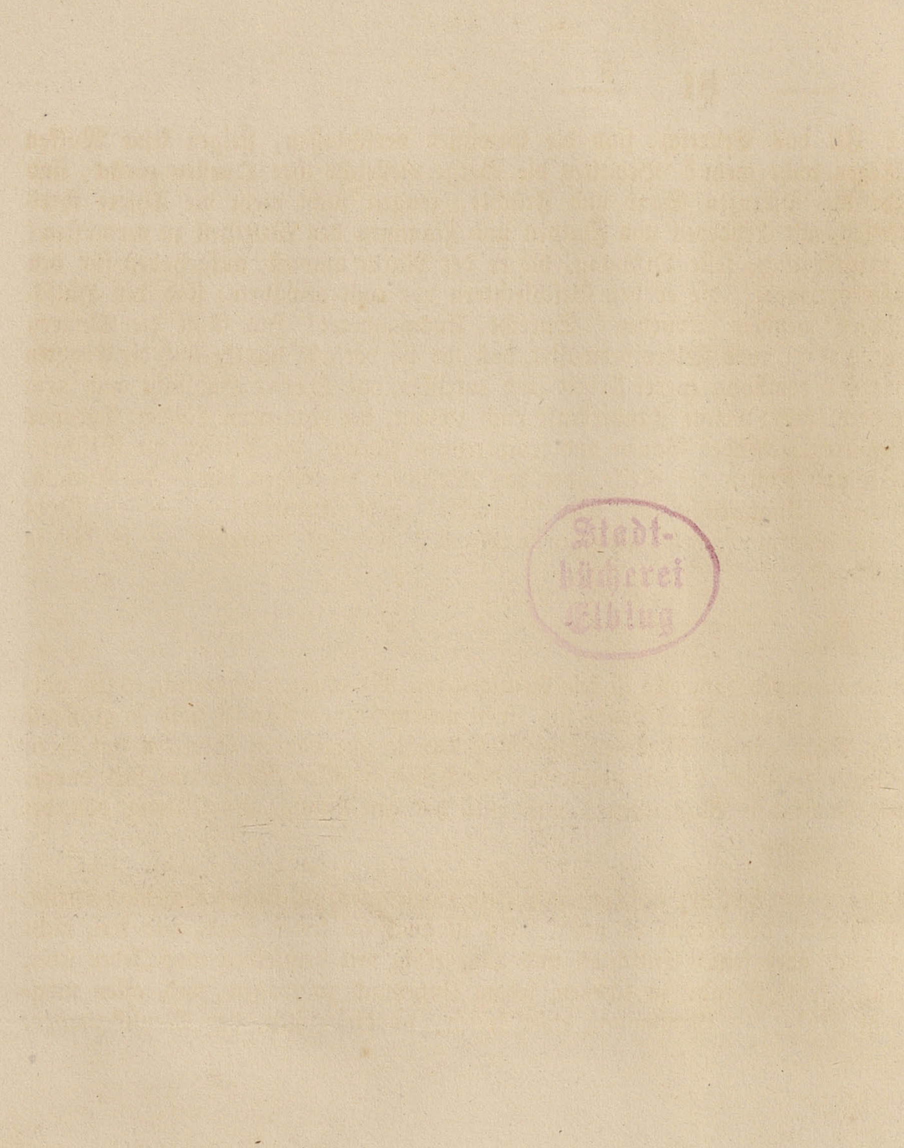


Nach der Natur gez. v. Throllope.

Stahlstich v. Grünewald.

ANSIEDLERS BLOCKHAUS

Nordamerica.



der Sonne für den Welttheil erloschen? Ist das Erdreich, sind die Gewässer verschlossen, steigen keine Wolken mehr auf, fällt Thau und befeuchtender Regen nicht mehr? Behalten die Berge vielleicht ihre Quellen zurück, sind die Flüsse vertrocknet? Tragen nicht mehr die Pflanzen Saat und Früchte, zeugen nicht mehr die Thiere ihres Gleichen? oder hat Gott die Elemente entfesselt, mit Erdbeben und Fluthen und Flammen den Welttheil zu verwüsten? Antwortet ihr Ziehenden! Hat Gott die ursprüngliche feste Ordnung, die er der Natur anwieß, aufgehoben für den Welttheil, hat euch der Himmel die Güter verringert, die er den Geschlechtern vor euch gewährte, sind der Hülfsquellen, die er den Menschen vor euch anwieß, weniger geworden? Sprecht, Auswanderer! Hat Gott die Mauern euerer Städte umgestürzt, daß ihr sie flieht, hat Er eure Felder verwüstet, daß ihr sie verlaßt, hat Er euch die Erndten geraubt, oder die Fruchtbäume zerknickt, hat Er den Lohn euerer Arbeit euch entrissen, hat Seine Habsucht euch arm und elend gemacht? Wanderer, so sprecht doch, sagt, welche Zauberkraft euch zwingt, die blühenden Länder Europas voll prachtvoller, üppiger Städte, voll gesegneter, lachender Gauen und fruchtreichen Fluren, die Aeltern, die Geschwister und Freunde zu verlassen, die Gefahren und Kosten der Reise über das Weltmeer zu tragen, um — die Einsamkeit in den Wäldern Nordamerika's zu suchen? Unglückliche ihr, oder Verrückte! gebt Antwort! — — — Wohl Tausend und aber Tausend öffnen den mit bitterm Lächeln umzogenen Mund; und die Antwort — sie hat ja längst ein Echo in jeder Männerbrust gefunden!

Das der Ansiedlung noch harrende Innere von Nordamerika ist kein Feenland wie Mancher, träumerisch, es sich vormalt; es ist *ein Land der Mühe und der Arbeit*. Man denke sich einen unermeßlichen *Wald*, halb so groß wie Europa, in dem die meistens erst in der Nähe großer Ströme, oder der Kanäle angebauten Strecken mit ihren Städten und Dörfern wie Oasen in der Wüste zerstreut liegen, verbunden durch die in allen Richtungen sich durchkreuzenden Poststraßen und natürlichen und künstlichen Wasserwege, und man hat eine richtige Vorstellung von der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen gewonnen.

In einem *solchen* Lande ist's aber *Arbeit* und *Arbeit allein*, welche ein zufriedenes, glückliches Dasein verheißt. Wer also jene scheut, wer *Anstrengung* fürchtet, der betrete es nicht. Es ist auch ein freies Land, und frei, nicht zaghaft, sondern fest und entschlossen, klar auch über seinen Entschluß und ganz einig mit demselben muß Jeder seyn, der die Reise dahin antritt, mit dem Vorsatze, keine Gefahr zu scheuen, jedem Ungemach zu trotzen, und, allen möglichen Hindernissen entgegen, fest nach dem *Ziele*, — Gewinnung einer freien, unabhängigen, der Menschenwürde

angemessenen Lage für sich und die Seinigen — zu ringen. Wer zu solchem Vorsatz sich nicht erheben kann, der ertrage sein Schicksal und bleibe zu Hause; oder er gehe, und sey sicher der fürchterlichsten Täuschung. Viele gingen ohne Muth, ohne Geschick, ohne Arbeitslust, unfähig zu den Anstrengungen, die die Gründung einer ersten Niederlassung in Wäldern, die noch nie den Axthieb des Holzhauers schallen gehört, erheischen; — Viele auch, die in Europa nie ein Geschäft geführt oder gewußt, was es sey, unter dem Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, gingen hin — und Elend war in Amerika ihr Loos. Manche gingen an unfruchtbaren Kenntnissen reich, für die sie Anstellung und üppigen Lohn zu erndten hofften; aber sie bedachten nicht, daß dort die Staatsmaschine ohne die Tausend und aber Tausend Räder geht und gut geht, welche sich, rasselnd und klappernd, in der europäischen bewegen, und daß die meisten Aemter da drüben Ehrenämter sind, in welche der schlichte Verstand und der redliche, patriotische Sinn zu Rathe sitzen, nicht aber pedantische Gelehrtheit oder die Weisheit der Pandekten und des Korpus Juris. Noch Andere gingen in der Meinung, der Amerikaner stehe auf einer tiefen Stufe der Unwissenheit in Handel, Industrie, Ackerbau und Gewerbe, und unter einem solchen Volke könne man mit etwas Pfiffigkeit, wenig Mühe und wenig Wissen bald zu Ansehen und zu Vermögen gelangen; aber wie erschraken diese, als sie das aufgeklärteste, klügste, fleißigste Volk der civilisirten Welt fanden, das in allen Gebieten des fruchtbringenden Wissens, in Künsten und Gewerben, das Höchste leistet, und bei dem nicht Unterricht zu geben, sondern zu nehmen sey! Alle Auswanderer der Art verfehlten ihr Ziel gänzlich, und Tausende solcher büßen jährlich ihre Thorheit in selbstverschuldetem Elende. Wenn sie nicht die Noth zum tüchtigen Gebrauch ihrer Arme ermuthigt, so gehen sie schmählich unter. Für Solche sey der Name Amerika ein Wort der Warnung! —

In unserm Bilde ist die erste Niederlassung eines Auswanderers treu veranschaulicht. Ein Stück vortreffliches Waldland, von dem man überall 100 Morgen vom Staate für 125 Dollars kauft, bilden des Ansiedlers Besitzthum. An der dasselbe durchschneidenden Straße, nahe einer Felsenquelle, hat er sich mit Hülfe der Kolonisten in seiner Nachbarschaft sein Blockhäuschen aus Baumstämmen und Brettern erbaut. Ein Pferd, eine Kuh, einige Schaafe, Schweine, Hühner — damit beginnt er seine Wirthschaft. Noch hat er das schwere Geschäft des Urbarmachens, des Ausrodens des Waldes vor sich; doch hat er bereits einen Anfang gemacht, wie ein paar gefällte und verbrannte Baumstämme im Vorgrunde andeuten. Mit der Axt auf der Schulter schreitet er eben dem Gehölze zu, das saure Tagewerk noch bei Mondschein fortzusetzen.

Ein solches Blockhäuschen ist freilich eine gar ärmliche Wohnung, schlechter als sie der ärmste Landmann in Deutschland besitzt; aber in ihr haust der Ansiedler auch nur ein, höchstens die zwei ersten Jahre. War er tüchtig

XXXV



Stahlstich v. Martini — gez. v. Graham.

DIE NATÜRLICHE BRÜCKE IN VIRGINIEN
Verein: Staaten.

Aus d. Kunsta. d. Bibliogr. Inst. in Hildb. — Eigenthum d. Verleger.



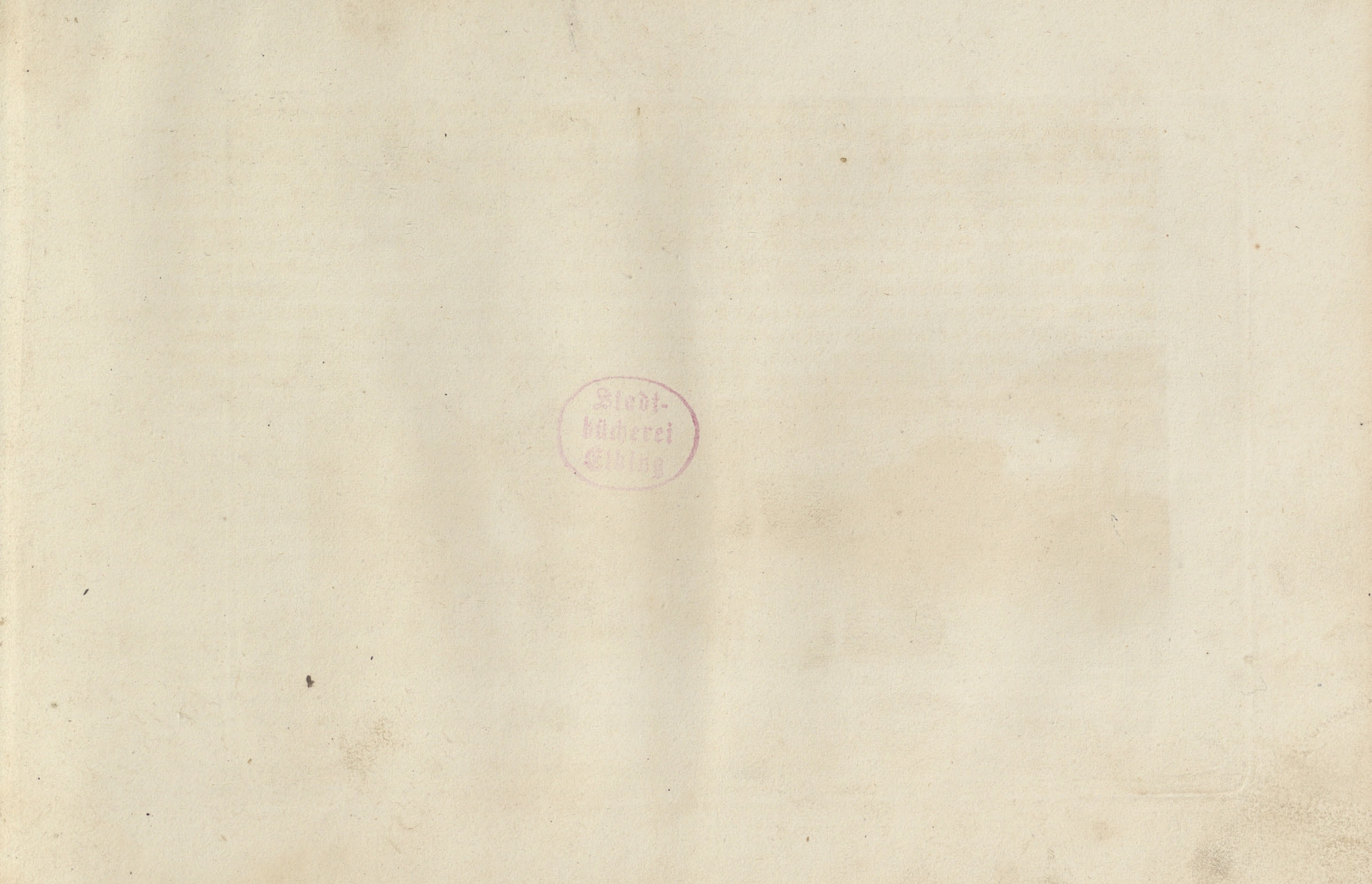
an der Urbarmachung seines Grundstücks und hatte er in Betreff des Bodens gut gewählt, dann sieht er bald durch unglaubliche Fruchtbarkeit den Fleiß seiner Hände so reichlich belohnt, daß er sich ein größeres, bequemeres Haus bauen kann, und das erste dient ihm fortan als Scheune. Noch ein paar Jahre, und auch das zweite, größere wird zu Ställen und Speichern. Der Ansiedler aber errichtet sich ein Wohnhaus von Stein, bequem und stattlich. Wohlhabenheit ist bei ihm eingekehrt, und als Blockhäusler schon ein Freiherr von Rechtswegen, wird er es nun auch dem Aeußern nach. Fast abgabenfrei, durch Nichts in der nützlichen Anwendung seiner Kräfte und seiner Geschicklichkeit gestört, behält er das, was er erwirbt, ganz und ungeschmälert, sein Vermögen wächst von Jahr zu Jahr, Achtung und Vertrauen seiner Mitbürger rufen ihn zu den Ehrenämtern des Gemeinwesens, dem er angehört, kurz er erndtet die Früchte, die in diesem Lande, in welchem man von angeerbten, oder verliehenen Vorrechten, von Monopolen, Privilegien, Geburtsrang und Ehrenzeichen, und ihren Gegensätzen nichts weiß, — der Arbeit sicher beschieden sind. —

XXXV. Die Felsenbrücke in Virginien,

in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Spurlos vergeht der Menschen Pfad in dem Raume der Ewigkeit, wie der des Wanderers durch ein Sandmeer, hinter dem ein leichter Wind die flachen Zeichen seiner Füße verweht. Ein paar Jahrtausende, die zur Ewigkeit wie ein Tropfen zum Weltmeer sich verhalten, dauern, wenn's hoch kommt, ihre herrlichsten Werke, ihr gefeiertstes Wirken; Alles was vom Menschen kommt, das Größte wie das Kleinste, theilt früher oder später des Vergessens oder Verschwindens gemeinschaftliches Loos. Aber was die Natur in geheimnißvoller Werkstätte Großes gebaut hat, das erhält sich länger.

Die natürliche Brücke in Virginien (in der nach ihr benannten Grafschaft „Felsenbrücke" (ROCKBRIDGE) ist eines jener stupenden Werke, die wir anstaunen, deren Entstehen wir uns aber nicht enträthseln können. Man denke sich eine Brücke über eine fast 300 Fuß tiefe, 90 Fuß breite Thalschlucht, aus einem Bogen und aus einem Stein, diese Brücke 100 Fuß breit und in der Mitte 40 Fuß dick, und man hat eine schwache Vorstellung von diesem berühmten Wunderwerke der Natur. „Obschon" — sagt ein neuerer brittischer Reisender, „der Allmächtige, dessen „Werde" diese Brücke über das sonst nicht zu passirende Felsenthal schuf, sie auch, und gerade an den gefährlichsten Stellen, mit Brustwehren von Felsblöcken versah, so haben doch nur Wenige der sie Betretenden den Muth, über die Lehne hinüber zu blicken in die schauerliche Tiefe, durch welche ein gewaltiger Bergstrom schäumend und tosend dahinbraußt. Aber ergreift bei'm Hinabsehen betäubender Schwindel, so packt unnennbares Gefühl den Wanderer, der unter der Brücke zu ihr hinauf schaut. Ein tobender Gewittersturm, — Laokoon, — die Martern der Hölle mögen sich beschreiben lassen; aber die Empfindungen, welche die Seele bei diesen schauerlich-majestätischen Anblick bewegen, beschreiben zu wollen, ist unmöglich." — Auch ich will nicht versuchen, dem Schauenden nachzuempfinden, oder des großen Stoffes mehr Herr seyn wollen wie er, und so mögen diese wenigen Worte als Begleiter des vortrefflich ausgeführten Bildes genügen.





CORFU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

XXXVI. Corfu.

Um die Westküste von Griechenland, von der Einfahrt in's adriatische Meer an bis zur Spitze von Morea, lagert sich, sichelförmig, eine Gruppe von 7 größeren *), und vielen kleineren Eilanden. Ihre unregelmäßigen, zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten, die Gebirge, welche sich in wilder Verworrenheit in den größern aufthürmen, lassen vermuthen, daß sie einst sämmtlich einen Theil des Festlandes ausmachten, von dem sie, durch irgend eine jener Catastrophen, welche der Rinde unserer Erde ihre gegenwärtige Gestalt gegeben haben, in undenklicher Vorzeit gewaltsam abgerissen wurden. Diese Eilande sind die Jonischen Inseln, seit dem Jahre, das der Abhängigken so manche als Freiheit ausprägte, (seit 1815) ein unabhängiger Freistaat geheißen. England, das sie als ein Hauptbollwerk seines Weltreichs und seiner Macht im mittelländischen Meere in Besitz hat, beherrscht sie unumschränkter als seine Colonieen, unter dem Titel eines Protektorats. Eine republikanische Scheinverfassung weist einem Senate von 6 und einer gesetzgebenden Versammlung von 40 Mitgliedern, jenem die ausübende, dieser die legislative Gewalt zu; aber die Wahl und Amtsdauer des erstern hängt von dem BON PLAISIR des Protektors ab und die Wirksamkeit der Gesetzgeber beschränkt sich auf die Bejahung der Vorschläge des Lord-Oberkommissairs der britischen Regierung. Damit die Nichtigkeit der Zentralgewalt des Senats dem Volke begreiflicher werde, so hat man jeder Insel eine Lokalregierung gegeben, an deren Spitze ein Regent im Namen des Senats die ausübende Macht auf der Insel versehen soll. Aber auf jeder Insel stellt auch der Lord-Oberkommissair einen Stellvertreter seiner Person, einen Engländer auf. Kein Akt eines Regenten ist gültig, wenn die Genehmigung des englischen Delegaten fehlt, welcher überdieß das Recht hat, Regenten und Räthe ohne vorherige Anfrage bei'm Senate jeder Zeit zu entsetzen. Auch die Richterstellen der Obertribunale werden vom Protektor besetzt, die öffentlichen Cassen sind seiner Controle unterworfen, die Land- und Seemacht commandirt er, die Militairgewalt wird durch ihn von 4 Regimentern englischer Truppen geübt. Die Jonische Miliz, auch 4 Regimenter, ist von englischen Offizieren befehligt, die öffentliche Meinung endlich wird

*) Corfu, Paxo, Santa Maura, Zephalonia, Theaki, Zante und Cerigo, das alte Cythera.

in der Druckerei des Lord-Oberkommissariats und unter dessen Zensur ausgeprägt. Dieß die Freiheit der Jonischen Republik!

Welchen Gebrauch macht aber England von dieser unumschränkten Gewalt, welche ihm in jenem sogenannten Freistaat eingeräumt worden? Wie es von einem in der politischen Bildung so weit vorgeschrittenen und selbst freien Volke nicht anders seyn kann, den der Mäßigung und Weisheit. England hat seine Macht hier stets auf eine segensreich wirkende Weise geübt. Seit der Herrschaft der Britten, unter dem allmächtigen Schutze ihrer Flagge, hat sich der Handel verdreifacht, und fast in gleichem Maaße ist der Anbau der Ausfuhrartikel, Corinthen (allein jährlich über 400,000 Zentner), Baumwolle, Südfrüchte, Olivenöl, gestiegen. Das Innere der größern Inseln, welches die Engländer unwegsam fanden, durchschneiden jetzt prächtige und bequeme Landstraßen und 450 neuerrichtete Landschulen 5 Lyceen und eine Universität (in Corfu gegründet 1823,) verbreiten unter der griechischen, fast verwilderten Bevölkerung (jetzt 300,000) durch alle Klassen die Saat des nützlichen Wissens und der Bildung.

Corfu, die Hauptstadt des Landes und der Gegenstand unsers Bildes liegt auf der nordöstlichen Spitze der 10 Quadratmeilen großen Insel gleiches Namens, der albanischen Küste gegenüber, von welcher es eine Meerenge scheidet. Das steile Felsengestade, auf welchem sich die Stadt, eine für die größten Schiffe sichere Meerbucht umschließend, erhebt, ist noch durch unermeßliche Bauten der Befestigungskunst unzugänglich gemacht und auf den Höhen im Rücken der Stadt erheben sich uneinnehmbare Werke, welche, vereint, Corfu zu einem zweiten Gibraltar machen. Die Stadt, die von der Seeseite her einen herrlichen, höchst imposanten Anblick gewährt, hat jetzt über 20,000 Einwohner (1808 nur 12000) und ist der Sitz des Lord-Oberkommissairs sämmtlicher Centralbehörden, der Universität, (1823 mit 500 Studenten, meistens vom griechischen Festlande) des Erzbischofs, mehrer gelehrten Gesellschaften und der Lieblingsaufenthalt reicher Engländer, welche ein herrliches Klima, die gesunde Luft, der Zauber der wunderschönen Gegend und die Leichtigkeit, von hier aus das classische griechische Festland zu bereisen, jährlich in großen Schaaren herbeizieht.

XXXVII. Cintra, bei Lissabon, in Portugal.

Als eine Fortsetzung des spanischen Hochgebirgs streckt sich die Sierra d' Estrella zwischen dem Tajo und der Küste zungenförmig dem Ozean zu, eine der herrlichsten Alpengegenden der Erde bildend. Zwar erreichen ihre Gipfel, die sich 7 bis 8000 Fuß hoch erheben, in so südlicher Breite die Grenze nicht ganz, welche in der organischen Natur



CINTRA BEI LISSABON in Portugal.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.


Stadt-
bücherei
Elbing

das Leben von dem Tode und ewiger Erstarrung scheidet; aber sie kommen ihr nahe genug, um die Vegetation der Schweizer Gebirge in allen ihren Abstufungen, von der bei Genua an bis zu der an den äußersten Marken der Gletscher, auch auf ihnen wiederfinden zu lassen. In den geschütztesten, südlichsten Thälern prangen die Pflanzenfürsten der Tropen, die hohe Palme und die majestätische Aloe mit ihrer oft dreißig Fuß hohen Blumenpyramide. Pomeranzen- und Zitronen-Haine und alle Kinder der italienischen Flora bedecken die Abhänge und in den schon höhern Thälern grünen Oliven und der rankende Weinstock. Noch höher hinauf wechseln Obstpflanzungen mit Getraidefeldern ab und die höchsten Berggipfel bekleidet die Natur mit den dunkelgrünen, dichten Matten der kurzen Alpgräser und der bunten Stickerei der Alpröschen und Anemonen.

In diesem herrlichen Gebirgslande ist es der südwestlichste Theil, jener, welcher sich der Mündung des Tajo zuneigt, der in unsere Betrachtung fällt. Die Nähe von Lissabon macht ihn zum Lieblingsaufenthalt der portugiesischen Großen und Reichen, die sich, gemeinschaftlich mit den Dienern der Kirche, in dieses Paradies getheilt haben. Schlösser und Parks des Königs, der Prinzen und Vornehmen, Landhäuser und prachtvolle Klöster bedecken die Cintra (so heißt dieser Theil des Berglandes) in weitem Halbkreise um die Hauptstadt.

Cintra, jenes auf unserm schönen Bilde am Fuße grotesker Alphörner hingestreckte Städtchen, liegt 5 Stunden von Lissabon, inmitten der bewunderten Landschaft, die, in seiner Nähe, die reizendsten und berühmtesten Parthien darbietet. Die Villa des Patriarchen von Lissabon, die Quinta Marialva, und die von Pensa verde, (Sommerwohnung des englischen Gesandten) auch die eines reichen Engländers, Lord's Beckford, — die Quinta Monserrat genannt, — sämmtlich mit den großartigsten sich weit in's Gebirge erstreckenden Parks, in welchen die herrlichsten Naturscenen, rauschende Bergwasser, Caskaden, Felsenlabyrinthe abwechseln, sind die besuchtesten Punkte. Da dieses Gebirgsamphitheater gegen das Meer hin sich öffnet, so beherrscht es von tausend und aber tausend Punkten die unermeßlichste Aussicht auf den spiegelnden, wallenden Ozean, den Fischerbarken, Küstenfahrer und große Seeschiffe, welche dem Tajo und der Hauptstadt zueilen, unausgesetzt beleben. Unfern von Cintra ist auch noch das berühmte Korkkloster, das in dem schauerlichsten Theil des Gebirges, unfern von dem, hier über 1000 Fuß hohen, Bord des Meers in einen ungeheuern Granitkoloß ausgehölt ist, eines der erstaunungswürdigsten Werke des ausdauernden Menschenfleißes und der Menschennarrheit. Es enthält eine Kirche, Refektorium, 15 Mönchszellen und mehre Vorrathsgewölbe. Wegen der Feuchtigkeit in diesen Felsenwohnungen sind sämmtliche Gemächer mit dicken Korkplatten bekleidet. Daher der Name.

Seit der Invasion der Franzosen waren diese traurigen Aufenthaltsorte fauler, sich kasteiender Fanatiker nur zur Hälfte bewohnt, und ein kürzliches Dekret des Regenten von Portugal hat sie vollends geschlossen. Werden sie sich nie wieder öffnen? Wird es Don Pedro mit der Regeneration Portugals gelingen? Daß dem so wäre! Aber

wohl eher verliert er seinen Kopf, als daß er ihn seinem Volke zurecht setzt. — Don Pedro's Thun ist ein göttliches, ja! — ein Wassertragen mit den Töchtern des Danaus. Er hat vergessen, daß, wenn, wie Byron meint, Europa ein Zuchthaus ist, das Stück vom Welttheil, das jenseits der Pyrenäen liegt, ein Korrektions- und Irrenhaus zugleich ist. Die Rotte der Gaukler, Gauner und Heuchler, der dortigen Völker Lehrer und Heilige, haben seit anderthalb Jahrtausenden an ihnen abgerichtet, sie zur dummen Viehheerde zu machen; und was Erziehung, Gesetze, Aberglaube und Fanatismus durch 50 Generationen störungslos hervorgebracht haben, das schafft man im Nu nicht um mit einem „Ich will!" Don Pedro denkt, er habe mit einem unvernünftigen Wesen zu thun; er befiehlt dem kriechenden Volke aufrecht zu gehen — und siehe! der Pudel erhebt sich und macht gravitätisch seinen Pas. Aber täuschen wir uns nicht; es ist doch nur ein Pudel auf 2 Beinen und der steht weder lange, noch fest. Wer brachte noch je aus einer tauben Nuß einen gesunden Kern? Die Zähne kann man sich d'ran stumpf beißen, aber mit dem Kern ist's nichts. Das portugiesische Volk und das spanische sind eher und leichter neu zu machen, als auszubessern. Dem Regenten Portugals geht's wie dem Auszehrenden, der an Genesung glaubt, wo die Todesgefahr am nächsten ist. Die Zeit wird's lehren, daß ich recht habe.

XXXVIII. Albany, im Staate New-York.

Und doch wird es besser mit den Menschen! Wohl möcht' ich es manchmal, übermannt von der Unzufriedenheit mit der Gegenwart, vom Anblick der Masse des Elends und Jammers, die mich umgibt, betäubt und befangen, vom Grimm über die Siege des Bösen und das Triumpfgeschrei seiner Anhänger und Jünger aufgereizt, verläugnen; aber das Zeugniß der Thatsachen und der Vernunft, und die Stimmen der Gräber und der Monumente straft mich Lügen.

Allerdings gibt es Länder, die nicht mehr sind, was sie in gewissen Epochen waren; Aegypten, Persien, Klein-Asien, Griechenland, Rom, — ihre Ruinen rufen über die Gegenwart Wehe! wenn aber der Geist untersuchte, worin selbst damals die Weisheit und Glückseligkeit ihrer Einwohner bestand, so würde er finden, daß ihr Glanz

XXXVIII

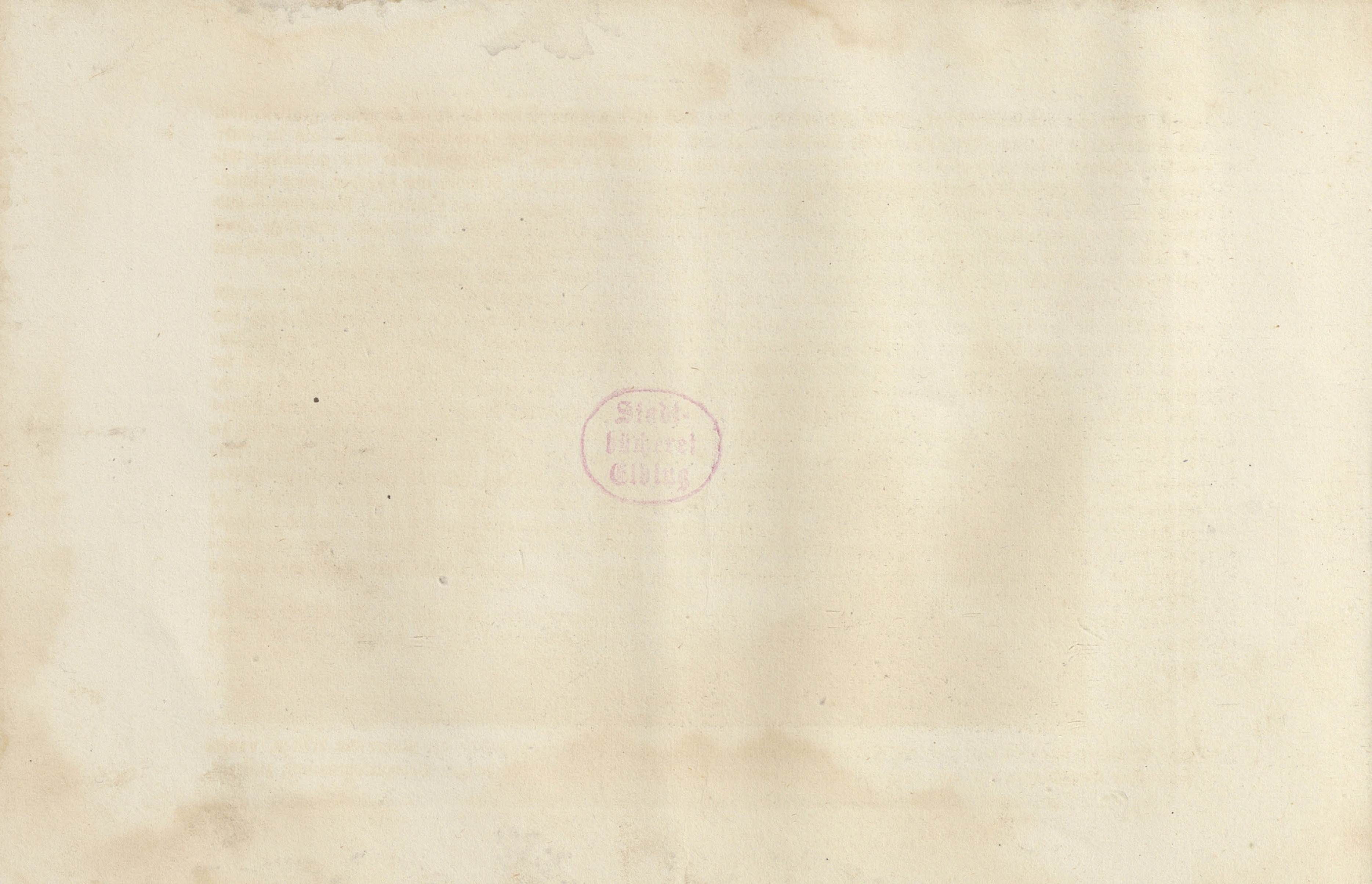


Wall del: Fr: Geißler direx: Stahlstich von Ch: Daumerlang.

ALBANY IN NEW-YORK

Vereinigte Staaten.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr: Instit: in Hildburghausen.



mehr Schimmer als Wirklichkeit, war. Er würde sehen, daß in den alten Staaten, selbst in jenen gepriesensten, ungeheure Laster, abscheuliche Mißbräuche hausten; daß das Volk mehr in einer herrschenden Kaste, als in einer wahren Gesammtheit bestand; daß die Regierungsgrundsätze barbarisch waren, daß die Völker mit gehässiger Eifersucht, ohne Achtung für Recht und Gerechtigkeit, einander gegenüber standen, wie Räuber und Mörder, ohne Sicherheitsgefühl und in unversöhnlichem Haß. Natur- und Menschenrechte waren unbekannte Begriffe. Fanatismus und grasser Aberglaube verderbten die rechtlose Politik vollends; ein Traum, eine Erscheinung, ein Orakel, eine Lüge eines elenden Betrügers im Priestergewande reichte hin, jeden Augenblick Kriege zu veranlassen, die die Menschheit erschütterten, Reiche und Völker verschlangen und das Glück vieler Millionen von Grund aus verderbten.

Noch sind zwar, leider! der Nationen viele von so großen Uebeln nicht befreit; selbst in unserem Welttheil gibt es noch Völker, an deren geistigen Regeneration der Denker verzweifelt: aber im Ganzen hat jener Uebel Wirkung sich doch sehr gemindert und die Erfahrung des Vergangenen ist nicht gänzlich verloren gewesen. Ein Chaos der Unwissenheit und Anarchie, Rückgang der Kenntnisse, Verlust der Erfahrung von Generation zu Generation, wie es im Mittelalter so viele Jahrhunderte bestanden, besteht nirgends mehr und ist, was erfreulicher ist, nicht mehr möglich. Seitdem die geheiligte Kunst, das Erlösungsgeschenk des allgütigen Weltgeistes, die Buchdruckerei, das Mittel darbietet, in einem Augenblick dieselbe Idee in allen Zungen Millionen Menschen mitzutheilen und sie so dauerhaft zu fixiren, daß die gesammte Macht aller Tyrannen und Lichtfeinde auf der Erde sie nicht vernichten kann; seitdem die Sprachen zweier großen, in der neuern Culturgeschichte der Menschheit oben an stehenden, politisch-freien Völker ein Gemeingut und Ideenaustauschmittel für fast alle Gebildete der Erde geworden sind, seitdem nähern sich von Tag zu Tag mehr und mehr die Geister, wird Uebereinstimmung im Denken und Handeln täglich entschiedener das Losungswort der Werkleute am herrlichen Bildungs-Bau der Menschheit und hat sich eine stets zunehmende Masse des Unterrichts, eine sich immer mehr ausdehnende Lichtatmosphäre von Kenntnissen gebildet, welche dem Geschlechte eine in alle Ewigkeit fortschreitende Veredlung verheißt.

Aber bedürfte es noch mehr, um alle Zweifel von dem gesicherten Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn der Veredlung aus der Brust des Denkers zu verbannen, so genügt ein Blick auf die andere Hälfte der Erdkugel, auf Amerika.

„Dort stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern,
Und vergeblicher Streit,“

sagt Göthe so schön! Dort, wo, als Produkt der wahren Civilisation, die ewigen Gesetze der Natur die breiten, unverwüstlichen Grundlagen für den Weg bilden, auf dem die Menschheit dem Ziele der ewigen Vervollkommnung zustrebt,

wird fortschreitende Verbesserung nothwendige Wirkung jener Gesetze, denn eben so unaufhaltsam strebt der freie Mensch sich glücklich zu machen, als das Feuer empor zu steigen als der Stein zu sinken, als das Wasser sich zu ebnen sucht. Dort hat, seit länger als einem halben Jahrhundert, die Idee der Möglichkeit des allgemeinen Besserwerdens ein ganzes großes Volk durchdrungen, die rechten Mittel dazu hat es erforscht, geprüft, angewendet und bewährt gefunden. Durch die Auswanderung, die ihm die Blüthe der europäischen Menschheit zuführt, knüpft es die Zurückbleibenden jährlich mit tausend und aber tausend neuen Fäden an sich, und an diesen Fäden schlingen sich die transatlantischen Ideen herüber, und durchdringen unbemerkt der Massen Mark und Gebein. So beginnt und hat begonnen ein wechselseitiger Unterricht der Völker dieß- und jenseits des Ozeans, den keine Gewalt auf Erden mehr aufheben kann. Wenn nun als Folge dieses Unterrichts die Massen der Völker diesseits eingesehen haben, welches die Grundursachen des Glückes der Einzelnen und der öffentlichen Glückseligkeit sind; wenn sie ihre natürlichen Rechte, ihre natürlichen Pflichten in der Gesellschaft erkannt haben, werden sie sich dann nicht vor den Täuschungen der Habsucht, der Mutter der Ungerechtigkeit, vor Revolutionen und Anarchie verwahren lernen? werden sie dann nicht fühlen, daß sie mäßig und gerecht seyn müssen, weil der Vortheil und die Sicherheit eines Jeden darin besteht? werden sie dann nicht einsehen, daß es ein Rechnungsfehler der Rohheit und der Unwissenheit ist, auf Kosten Anderer gewaltthätig genießen zu wollen, weil Wiedervergeltung, Haß und Rache daraus entspringt und die Anarchie, nach ihr aber noch härterer Despotismus, die unzertrennlichen Begleiterinnen von Revolutionen sind, welche mit dem Zerbrechen der Wage der Gerechtigkeit beginnen? Und die Könige und Fürsten, werden diese, fühlend, daß sie so aufgeklärten Völkern gegenüber, ihre Macht ohne Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit nicht erhalten können, dann ihre Regierungsgrundsätze nicht modifiziren, sie nicht den Wünschen des Volks und den wahren Zwecken des Staats ausschließlich anpassen? werden sie dann nicht an der Spitze der neuen Ideen ihren würdigsten Platz einnehmen? Wird aber dann nicht die wahre Aufklärung mit Riesenschritten über den Welttheil schreiten, und muß dann nicht von Volk zu Volk ein Gleichgewicht der gegenseitigen Kräfte entstehen, wodurch, eben so wie durch die öffentliche Moral, Alle in der Achtung gegenseitiger Rechte erhalten werden? Ist aber dann Krieg noch möglich? und ist dann das goldne Zeitalter, in dem das gesittete Menschengeschlecht eine Familie ausmacht, die, durch einerlei Geist nach einerlei Grundsätzen regiert, alle Glückseligkeit genießen wird, deren die menschliche Natur fähig ist, noch eine Chimäre? Soll's aber in Ewigkeit Traum bleiben, so bleibt's zunächst Traum für den europäischen Theil der Menschheit. Mindestens soll man es Dem nicht verdenken, der die verhaßten Wirkungen der äußersten Ungleichheit der Reichthümer und Stände berechnet, und an die Erschütterung und Explosionen denkt, welchen der Welttheil, in dieser Periode der Parteiungen, ausgesetzt ist, oder der erwägt, wie langsam jener vorerwähnte Bildungsprozeß der Massen nothwendig von statten geht,

sich und seine Hoffnungen hinüber rettet in das transatlantische Jenseits, wo Das, was diesseits im glücklichsten Fall seinen Kindern und Enkeln werden kann, er selbst jetzt schon zu finden gewiß ist. —

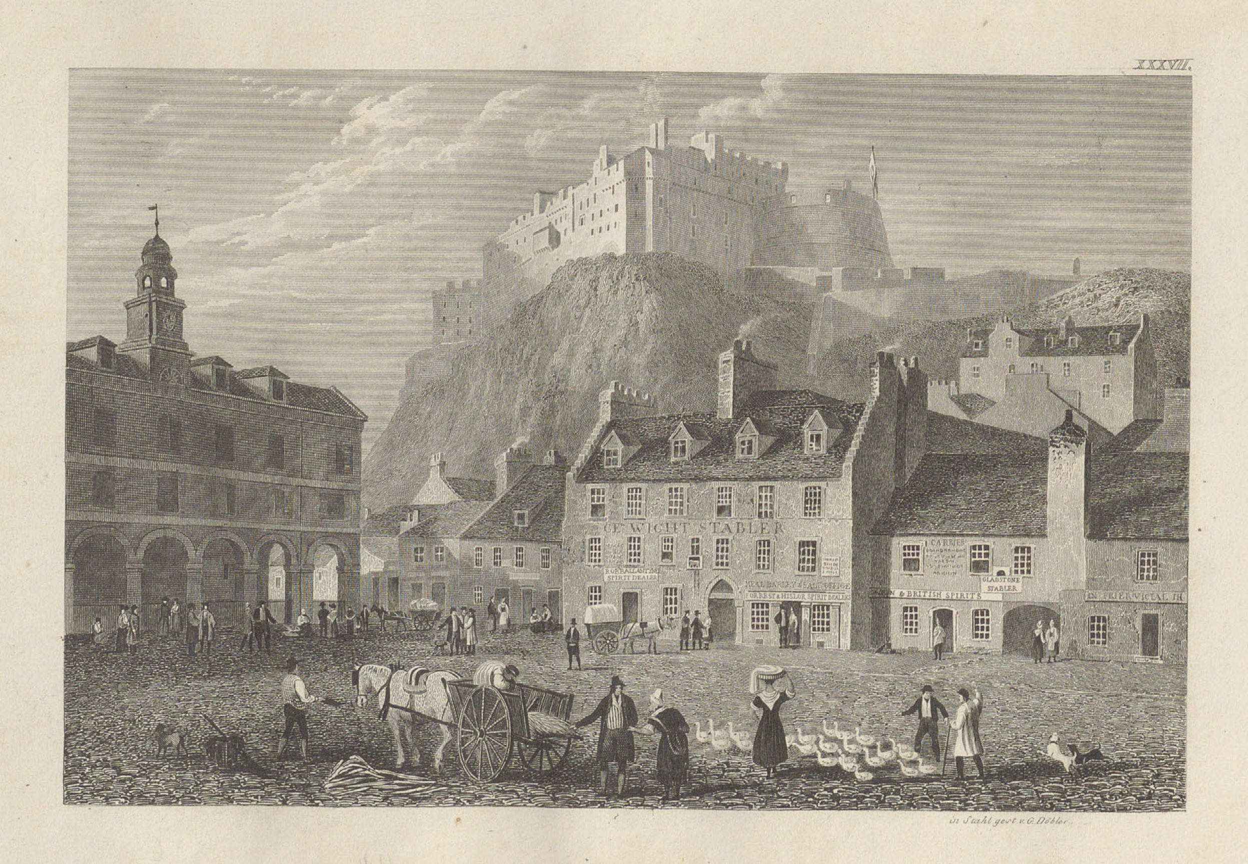
Albany, nach New-York die größte und schönste Stadt im gleichnamigen Staate der Nordamerikanischen Union, liegt, sich malerisch an einen Hügel hinauf rankend, bei'm großen Canale, jenem Wunderwerke der neuen Welt, der in einer Strecke von 500 englischen Meilen New-York mit dem Eriesee und dem Ohio und dadurch mit 10,000 Meilen schiffbaren Wasserstraßen, die bis in den äußersten Westen des Reichs sich verzweigen, in Verbindung setzt. Seine Entfernung von New-York beträgt 150 englische Meilen, welche man auf den täglich mit mehr als 1500 Reisenden hin- und hergehenden, mit Musikchören besetzten 12 Dampfbooten, trotz 12maligen Anhaltens an den zwischenliegenden Städten, in etwa 8 Stunden und für 2½—3 Dollars zurücklegt! Noch vor 35 Jahren war diese prachtvolle Stadt ein Blockhausdörfchen; 1815 zählte sie 8000, jetzt bereits 30,000 Einwohner. Sie ist der Mittelpunkt des Handels zwischen den Seestädten und den nördlichen Unionstheilen und der Sammelplatz der in diesen Ansiedelung suchenden Auswanderer. Ihr Verkehr beschäftigt an 1000 Fahrzeuge und der Umsatz wird auf mehr als 60 Millionen Dollars jährlich geschätzt. — Sie hat ein Theater, öffentliche Bibliothek, hohe Schule und 28 Kirchen und Bethäuser für fast eben soviel verschiedene Glaubensbekenntnisse; denn in diesem Reiche der Freiheit und des Ueberflusses herrscht auch die größte Mannichfaltigkeit im Gebiete der Religion. Einförmigkeit ist der Wahlspruch des Despotismus, einförmig ist der Winter, der arme Norden und das Grab: aber in mannichfaltigen Gestalten erscheint der schöne Frühling, der reiche Sommer, der fruchtbare Süden, das fröhliche Leben. Darum ehren wir freudig den freien Glauben der freien Menschen da drüben, der auf hundert Wegen sich einem Ziele nähert! Warum wolltest du auch den Bruder verdammen, der mit gefalteten Händen zu dem Gotte der ewigen Barmherzigkeit fleht, weil die deinigen sich über der Brust voll Andacht kreuzen? Der Indianer, der sich gegen Osten wendet, um in der aufgehenden Sonne die wohlthätige Wirksamkeit des ewigen Weltgeistes anzubeten, der Jude, der sich gegen Abend neigt, um den Vater der Schöpfung für das Geschenk des durchlebten Tages zu danken; der Christ, der in sternheller Nacht gerührt niedersinkt und zum funkelnden Firmament sein „Vater!" stammelt: was suchen alle diese anders als das Auge des Ewigen in den Sternen, das Auge der Liebe, Güte und Barmherzigkeit gegen alle seine Geschöpfe? Und doch verfolgen sich im Meinen, Glauben und Hoffen oft so feindselig die Menschen. Wahrlich! ist das kein Wahnsinn, so gibt es überhaupt keinen auf der Erde. — —

XXXIX. Das Edinburger Schloss.

Der erste, alles überragende Gegenstand, der bei'm Anblick der romantischen Metropole des britischen Nordens die Aufmerksamkeit fesselt, ist die majestätische alte Burg, welche einen sich fast mitten in der Stadt steil und hoch erhebenden, breitgeschulterten Felsen krönt. Sie bildet die malerischeste Partie in dem an pittoresken Ansichten so reichen Edinburg. Auch für die gedrängteste Erzählung der für die schottische und britische Geschichte so wichtigen Ereignisse, für welche dieses Gebäude den Schauplatz abgab, fehlt es hier an Raum. Die meisten sind wohl auch unsern Lesern, wäre es auch nur aus Walter Scott's Werken, bekannt genug.

Unsere Ansicht ist vom Grasmarkte aus aufgenommen und stellt die Südseite des Schlosses dar, welche links die königlichen Zimmer, rechts, in dem halbrunden Thurme, von welchem die königliche Fahne weht, eine Batterie und Kasematten enthält. Das große Gebäude auf dem Markte links ist die Getraidehalle und die altväterisch und unregelmäßig gebauten Häuser in der Fronte, wahre Portraits, geben uns ein treues, charakteristisches Bild von der Bauart in dem ältesten Stadttheile, oder der eigentlichen Königsstadt. —

XXXVIII.



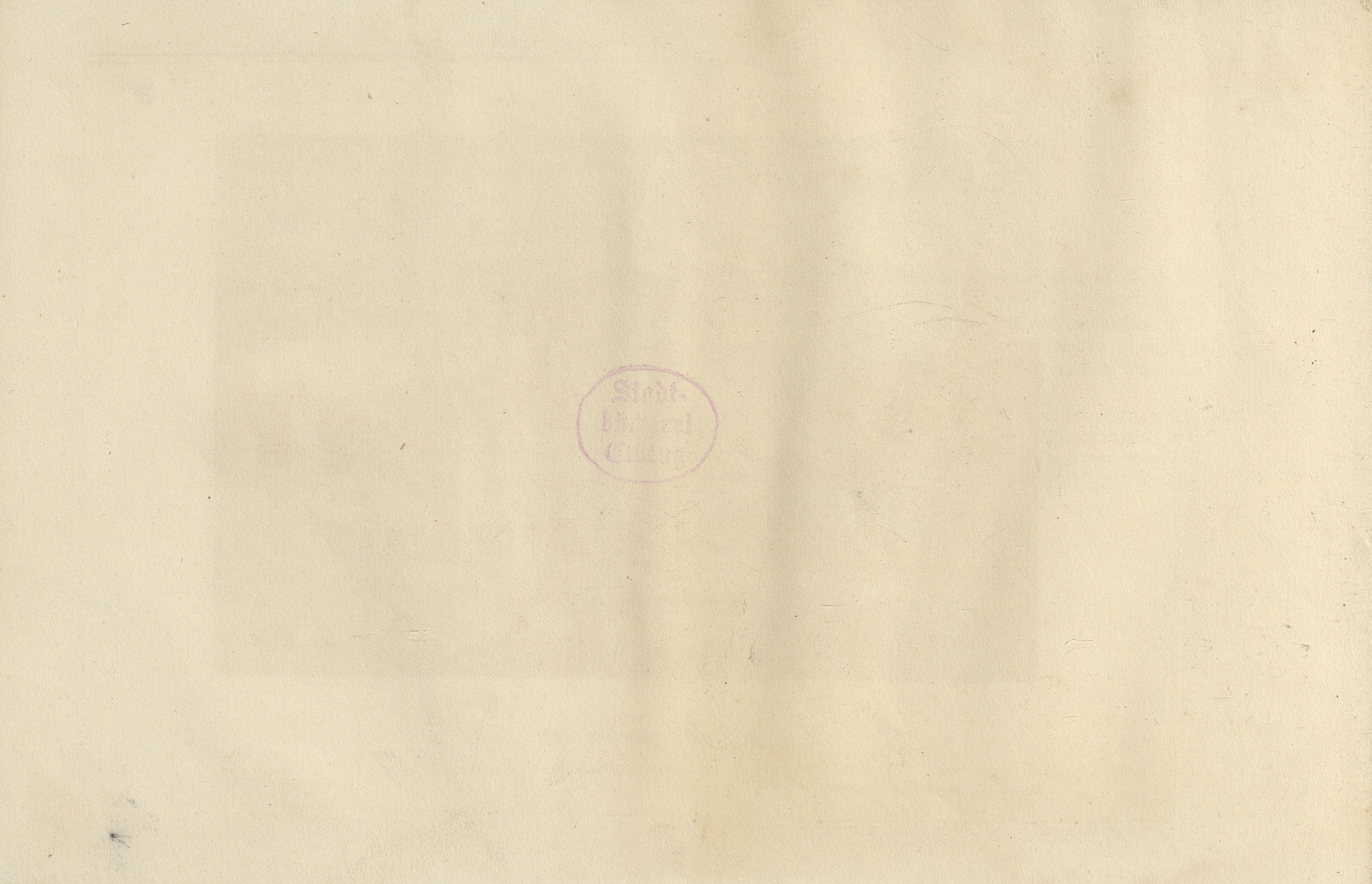
in Stahl gest. v. G. Döbler.

DAS EDINBURGER SCHLOSS

vom Grassmarkte aus

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Instituts. z. Hildbh.

Eigenthum der Verleger.





XXXX



Friedr. Geissler direx: H. Petersen sculp:

CADIZ CADIX CADIZ

Bibl. Inst. in Hildbh. u. N. York.

XL. Cadix.

Nahe bei der Meerenge, welche, zwei Welttheile scheidend, die Gewässer des mittelländischen und atlantischen Oceans verbindet, an der Südküste Spaniens, trennt ein schmaler, aber tiefer Arm der See eine etwa 4 Stunden lange und halb so breite Uferstrecke vom festen Lande. Dieses kleine Eiland ist die Insel Leon. Aus der Westseite derselben streckt eine schmale Landzunge in nördlich gekrümmter Richtung drei Stunden weit sich in das Meer hinaus, eine der schönsten Bayen und den besten Hafen der Erde bildend. An ihrem Ende wird jene Erdzunge breit und sie erhebt sich als ein Fels 60—80 Fuß über die Fluthen. Dieser, dessen nördlicher Theil senkrecht und unersteiglich zu dem Meere hinab fällt, und dessen Südseite mit einem schützenden Doppel-Halbkreis von kaum den Wasserspiegel erreichenden Klippen umgeben ist, trägt die einst reichste Handelsstadt der Welt, und noch jetzt eine der bedeutendsten und schönsten Spaniens — das uralte Cadix.

Seine Erbauer waren die Phönizier, Colonisten aus Tyrus, die die Wichtigkeit seiner Lage, an der Pforte zweier Meere, für ihre Handelszwecke, als sie die Säulen des Herkules umschifft hatten, bald bemerkten. Noch jetzt sieht man bei ruhigem Wasser in der See die Trümmer des Herkulestempels und der Häuser des alten Gades, dessen Baustelle im Laufe der Jahrtausende Beute der rastlos anstürmenden Wogen geworden zu seyn scheint. Nach dem Untergange des Mutterstaates besaßen es die Carthaginenser, dann die Römer. Zu allen Zeiten der Weltherrschaft dieses Volks war es ein Mittelpunkt des Handels für den Europäischen Westen. In der Folge bemeisterten sich die Araber des wichtigen Orts, unter deren Herrschaft er einen hohen Wohlstand erreichte. 1260 wurde er durch die Spanier eingenommen. In deren Besitz ist er seitdem geblieben.

Die große Zeit für Cadix datirt vom siebzehnten Jahrhundert und hat in jener wichtigen Epoche ihren Ursprung, mit der, in dem 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, eine neue Laufbahn für die Menschheit überhaupt begonnen hat. Als sich der Mensch mit dem Donner und dem Blitze des Himmels bewaffnete, kam die Kraft in die Hände Derer, welche an der Spitze der Staaten standen; die rohe Gewalt der Einzelnen, welche der Ordnung, der Ruhe und dem Frieden entgegen gewirkt, wurde gebrochen; das Faustrecht für immer zerstört. Kunst und Gewerbfleiß nahmen überall zu unter dem Schirm des Friedens. Wohlhabenheit, die Mutter des Verbrauchs fremder Erzeugnisse, die Pflegerin des Handels, kehrte ein in das Haus des Bürgers. Kanonendonner aber war ein würdiges Präludium für die Erfindung jener Kunst, welche den geschriebenen Gedanken beflügelt, so daß er in den Seelen von Millionen wiederhallt und an's fernste

Ohr schlägt. Der Bücherdruck erstand. — Jetzt brach das Licht durch die Finsterniß des Zeitalters, die Saat des Wissens und Erkennens streute sich über die Erde aus und den in strenger Abgeschiedenheit und in gegenseitigem Haß von ihren Unterdrückern und Herrschern schlau erzogenen Völkern waren die Mittel gegeben, Ideen zu tauschen, sich zu verständigen, zu befreunden. — Die Entdeckung von Amerika war der dritte große Fund jener Zeit, mit welcher die Geschichte der Menschheit eine höhere Bedeutung erhält. Columbus erwarb für Spanien die zweite Erdhälfte und gab ihm den Welthandel, den er, und Vasco de Gama, Afrika's Umschiffer, den Krallen des Venedischen Leu's für immer entriß. — Bald trat auch das vierte große Ereigniß jener Periode ein, die Sonne der Reformation ging auf und scheuchte den Nebel hinweg, in welchen Betrug und Aberglaube die erhabene Lehre des Weisen von Judäa bis zur Unkenntlichkeit gehüllt hatten. Die Reformation, durch welche der erstorbene Glaube an eine thätige Tugend und an eine eigene Kraft den Christen wieder gegeben wurde, hatte zur unmittelbaren Folge, daß sie die Nationen zum Nachdenken weckte, die sich nun bald in einem andern Stande zu ihrem Schöpfer und zu ihren Brüdern betrachteten, als sie früher zu thun gelehrt worden. Selbst von den schwächern Völkern, die das volle Licht nicht zu fassen, oder doch nicht zu bewahren den Muth hatten, wurden nun viele zur Denkfreiheit erhoben und alle haben seine wohlthätige Wirkung geerndtet; denn auch die katholische Lehre ist gegen das, was sie früher gewesen, von zahllosen Schlacken gesäubert; sie reinigt sich immer mehr, und die Kraft des alten, blinden Glaubens, daß die Sünde für den baaren Thaler vergeben werde, oder ein Heiligenbild die eigene Schuld sühnen könne, ist tief gesunken.

Doch kehren wir zurück zum Faden unserer Geschichte. — Die Bevölkerung und Civilisation, und als beider Produkt, der Handel, schritten in Europa aus den erwähnten Ursachen unglaublich schnell vorwärts. Die üppigste Erndte machte Spanien; ihm öffneten sich die Schätze von Potosi in Peru, von Zakatekas in Mexiko; Macht und Reichthum strömten in seinen Schooß. — Karl V. war der gewaltigste Monarch der Erde. Dem Erben seiner Kronen, Philipp II., hinterließ er von seinen Eigenschaften nichts, als seine grenzenlose Herrschsucht. Philipp, schon Herr der unermeßlichen Schätze der neuen Welt, ward, durch den bald darauf erfolgenden Anfall Portugals, auch noch alleiniger Herr Indiens. Niemals war so viel Macht in eines Menschen Händen vereinigt! Aber was sollte das Reich des Handels in den Händen eines Despoten, der bei grenzenloser Herrschsucht von einem schlechten, entarteten Herzen und blinden Religionsfanatismus geleitet wurde? eines Fürsten, der die Nationen, die seinem Zepter gehorsamten, statt sie zu einer allgemeinen Glückseligkeit, welcher der Mensch durch Aufklärung, Wohlhabenheit und Fleiß theilhaftig werden kann, zu erziehen, nur unter seine Füße zu treten bestrebt war? eines Tyrannen, vor dessen Augen kein Mensch Gnade gefunden, der der Menschenwürde sich bewußt war, sondern nur der einzelne Knecht und der blinde Vollstrecker seines oft teuflischen Willens? In seinen Händen verwandelte sich, was in

bessern Händen für seine Völker bleibender Segen gewesen wäre, in Fluch. Mit den Schätzen der Welt, die er ausschließlich ausbeutete, bezahlte er den Wütherich Alba und ein Heer von Henkern, das er sandte, um das aufgeklärteste, gewerbfleißigste, würdigste seiner Völker, die Niederländer, abzuschlachten, oder er vergeudete sie an ungeheuere, geschmack- und nutzlose Prachtbauten, an Klöster und geistliche Stiftungen, oder an abenteuerliche, kriegerische Unternehmungen gegen fremde Völker, für die er den Spott, den Haß und die Verachtung der Welt erndtete. Er, der alle Mittel in Händen hatte, Spaniens Größe und Glück auf Jahrhunderte zu befestigen, legte den Grund zu seinem Verfall. Die gegen die Niederländer verübten Grausamkeiten (nur die neueste Geschichte liefert ein Beispiel ähnlicher Volkswürgerei), reizten jene zum Aufstande, der, nach 50jährigem Kampfe, für die Sache der Gewissensfreiheit und der Menschenrechte auf das glorreichste endigte. — Für Spanien waren die Niederlande für immer verloren, und der spanische Handel mit den Kolonieen, der dort hauptsächlich, vorzüglich in Antwerpen, seinen Sitz gehabt hatte, zog sich nun nothwendig von dort weg und in das Mutterland zurück. — Von dieser Zeit an war Cadix, das schon früher Antheil an demselben gehabt und große Reichthümer erworben hatte, für Amerika das, was ihm Antwerpen früher gewesen war; und als durch spätere Verfügungen der spanischen Machthaber, und nachdem auch Portugal das spanische Joch abgeschüttelt hatte, der Verkehr mit Amerika auf Cadix ausschließlich beschränkt wurde, wurde es der Punkt, in dem über ein Jahrhundert lang alle Schätze der Neuen Welt und alle europäischen Tauschgüter gegen dieselbe zusammenströmten. Der höchste Flor von Cadix fällt in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Damals hatte die Stadt 180,000 Einwohner, sein Kapitalumsatz übertraf den von Venedig in seiner glänzendsten Epoche, sein Hafen wurde jährlich von 2800 Schiffen besucht. — Doch die alberne und schlechte Politik der spanischen Regierung, welche für den Handel mit den Kolonieen immer härtere und neue Fesseln ersann, und die, in der Absicht, die keimende Kraft derselben durch allgemeine Verarmung niederzuhalten, Einfuhr wie Ausfuhr mit den ungeheuersten Zöllen und Auflagen beschwerte, machte, daß sich die Handelsgröße von Cadix nicht lange auf dieser Höhe behaupten konnte. Die Amerikaner fingen an, sich nicht mehr ausschließlich aus dem Mutterlande zu versorgen; es entspann sich ein ausgedehnter, gesetzwidriger Verkehr zwischen ihnen und den Engländern, Holländern und Franzosen, deren Kolonieen in Westindien nun zu eben so viel Niederlagen und Märkten von Ein- und Ausfuhrwaaren für das spanische Amerika wurden. Solcher Schmuggelhandel wurde, da an eine wirksame Bewachung der spanisch-amerikanischen Küste, ihrer ungeheuern Ausdehnung wegen und bei dem immer zunehmenden Verfall der spanischen Seemacht, nicht zu denken war, mit beispielloser Dreistigkeit und in solcher Größe betrieben, daß er in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehr betrug, als der gesetzliche Verkehr mit dem Mutterlande selbst. Obschon von Jahr zu Jahr das Geschäft von Cadix mit Amerika aus eben erwähnter Ursache in dem Maße sank, als die Ohnmacht Spaniens in den Kolonieen sich steigerte, und ihm die Mittel, seine harten und al-

bernen Diktate wirksam zu machen, abgingen, so war es bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts doch immer noch sehr ansehnlich. Noch 1772 sandte Cadix für 66 Millionen Gulden europäische Waaren dorthin, und führte dagegen für 90 Millionen (an Gold und Silber allein für 60 Millionen) Erzeugnisse der transatlantischen Provinzen ein. Unter den Exporten aber befanden sich nur für etwa 2 Millionen spanische Waaren, meistens Quecksilber; das Uebrige waren Erzeugnisse der Fabriken des übrigen Europa's; schlesische Leinen empfing und versendete es für mehr als 11 Millionen Gulden! Denn Spanien hatte längst aufgehört, selbst zu fabriziren; der arbeitsfähige Theil des Volkes trieb das DOLCE FAR NIENTE in den zahlreichen Klöstern, oder war nach Amerika ausgewandert, und so blieb am Ende von allen Schätzen Mexiko's dem Mutterlande nichts, als die Provision der Cadixer Zwischenhändler. Die Milliarden, welche Amerika sendete, rollten ihm durch die Finger wie einem Kassierer; sie gingen und kamen; aber eigen waren sie ihm nicht. —

Indessen war die Lage von Cadix, so lange dieser Zustand dauerte, obschon weit entfernt an die Herrlichkeit früherer Zeit, als es in Sevilla 10,000 Seidenweberstühle für Amerika beschäftigte, zu erinnern, gegen die der andern Seestädte des unglücklichen Spaniens immer noch beneidenswerth. Den Todesstoß erhielt es erst durch den Abfall der südamerikanischen Kolonieen, ein Ereigniß, in welchem Spanien die Frucht der sorgfältig ausgestreuten Saat der Unterdrückung und Ungerechtigkeit reichlich erndtete. Seitdem die unabhängigen Freistaaten Südamerika's, nach fast zwölfjährigem ruhmvollen Kampfe mit ihren alten Zwingherren, diese ausgetrieben und allen Verkehr mit dem Mutterlande abgebrochen und verboten haben, ist Cadix auf das geringfügige Geschäft mit der Havannah und den Philippinen und den Export der Produkte Andalusien's beschränkt, welche zusammen kaum 12 Millionen Gulden Kapital beschäftigen. So geht Cadix, das vormals so reiche, mächtige, große Cadix, durch seine Lage zur Beherrscherin des Handels zweier Meere von der Natur bestimmt, unaufhaltsam seinem Verfall, seiner Verarmung entgegen. Der Hafen verschlämmt; Kayen, Dämme verfallen; die Magazine, welche einst die Produkte von drei Welttheilen in sich aufnahmen, sinken in Trümmer; die herrliche Bay, auf der die prunkvolle und furchtbare Seemacht eines einst allmächtigen Reichs umherschwamm, in der aus einem Wald von Masten die Flaggen aller Nationen flatterten, ist verödet; Registerschiffe und Gallionen, die das Gold und Silber Peru's brachten, sieht man nicht mehr; es sind nur noch Namen der Erinnerung. Selbst das Meer scheint seine Angriffe gegen die alte Herrin zu verdoppeln. Einen Theil der Erdzunge, welche Cadix mit der Insel Leon verbindet, haben Sturmfluthen durchrissen und ein großer Theil der Festungswerke ist unterwaschen; ihr naher Einsturz bedroht ein Drittel der Stadt mit Ueberfluthung. In der großen, reinlichen Stadt, wo sich sonst wohlhabende, fleißige, glückliche Menschen drängten, finden kaum noch 50,000 ihr Brod, und darunter 10,000 Mönche und Bettler. Und was ist die Grundursache solches Verfalls? Zwei Worte geben Antwort: Pfaffenthum und Despotismus. —

XLI. Dieppe.

Die französische Nordküste ist sehr reich an pittoresken Ansichten: St. Malo, Calais, Abbeville, Eu, Treport, Honfleur, Mont St. Michel sind reizende, berühmte Punkte; aber malerischer als die Lage von Dieppe, von der Seeseite her betrachtet, ist keine auf der ganzen Küste.

Man denke sich ein Gestade auf eine Strecke von mehren Stunden eingefaßt mit seltsamen Felsgestalten aus weißem Sandstein, die sich, umtost von der schäumenden Brandung, oft mehre hundert Fuß über dieselbe erheben. Aus diesem Felsenkranze treten 2 Colosse hervor, der eine mit kahlem Haupte, der andere mit hohen Mauern und Thürmen gekrönt, von deren höchsten Warte in der Nacht eine weit über die Wogen hin leuchtende Flamme, führend und warnend zugleich, lodert. Beide Felsen trennt, als wären sie von der Hand der Allmacht gespalten, eine tiefe Schlucht. Pfahlwerke und niedrige Wälle sperren diese gegen das Meer hin; nur am Fuße des Schloßfelsens erscheint eine Pforte, durch welche ein Flüßchen, die Arques, seine klaren Gewässer dem Ocean zuführt. In jener Schlucht, durch Nebel und Rauch, erblicken wir die Kirchen und Häuser von Dieppe, aus deren undeutlichem Gewühle der Thurm der herrlichen Cathedrale hoch hervorsieht. — Der vortreffliche Stich, der diese Beschreibung begleitet, verbildlicht sie treu, jedoch nicht vollständig; denn der dem Schlosse links gegenüber liegende Felsen ist nicht sichtbar in dem beschränkten Raume. —

Dieppe ist uralt und seiner Größe nach dicht bevölkert. Es zählt über 21,000 Einwohner. Die Straßen sind schmal, winklich und schmutzig und von den hohen, düstern Häusern verfinstert. Der Hafen ist klein; aber sehr sicher und zur Aufnahme von ein paar hundert Fischerfahrzeugen, die ihn stets beleben, geschickt. — Dieppe nährt sich hauptsächlich vom Fischfang, und fast alle seine Einwohner sind direkt oder indirekt bei diesem Gewerbe betheiligt. Es unterhält nahe an 200 Fahrzeuge, und deren Führer gelten seit uralter Zeit als die furchtlosesten und kühnsten Seeleute Frankreichs. Jede Jahreszeit bietet den Fischern ihre besondere Gattung von Bewohnern der Tiefe zum Fang. Im Juli segelt die ganze Flotte der Dieppер an die englische Küste bei Yarmouth zum Häringsfang. Im September bis in die Mitte Oktober beschäftigt sie derselbe an der Küste von Flandern und an der Mündung der Seine. Der Winter gehört dem häuslichen Leben an und der kleinen Fischerei an ihrer eigenen Küste.

Im Februar ist auf dem Gestade von Kent ihr Sammelplatz, und gegen Ostern geben ihnen die Makreelenzüge an der Mündung der Themse und der Küste von Sussex die reichste Beute, mit der sie den Londoner Markt versorgen.

Das unabhängige freie Fischerleben unter Gefahren, Sturm und Wogen hat den Dieppern einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, der sich schon dem Fremden in ihrem Aeußern, in Miene und Haltung auffallend kund gibt. Das Wesen der Männer ist frei, derb, ungenirt im Umgange, und die dunkel gebräunten, magern Gesichter zeugen von ihrem steten Kampf mit den Elementen, ungeschützt vor Sonne, Regen und Winden. Auch der weibliche Theil der Fischerfamilien trägt das Gepräge thätigen Antheils an ihrem Gewerbe. Es sind hohe, schlanke, rüstige Gestalten, und es ist eine überraschende Erscheinung für den Fremden, sieht er zur Ebbzeit Mädchen und Weiber in langen Reihen, hochaufgeschürzt, mit Körben an der Seite, die zurückweichenden Wellen verfolgend und Schellfische und Schaalthiere auf dem von Fluthen verlassenen Meerboden sammelnd; oder an langen Seilen die Fahrzeuge ihrer Männer und Väter aus dem Hafen in's Meer ziehend, klagende Fischerweisen singend.

Dieppe ist in neuester Zeit auch als Seebad berühmt geworden, und wird jetzt, in dem Glauben, daß das an den Felsen dieser Gestade gebrochene und zerschlagene Meerwasser eine besondere Kraft habe, mehr aber wohl wegen seiner herrlichen und bequemen Lage, sehr häufig, namentlich von Engländern, besucht. Dieses Herbeiströmen von Lust und Vergnügen suchenden, verschwenderischen Fremden wirkt zwar auf die Verschönerung der alten Fischerstadt hin; — großartig erheben sich neben den Badeanstalten jetzt prächtige Hotels, und neue Straßen steigen empor; — aber das eigenthümliche Gepräge des Volkes geht nothwendig zugleich verloren, und so die Einfalt und die Reinheit der Sitten. Schon jetzt, nach wenigen Jahren der Aufnahme Dieppe's als Bad, soll der Vergleich mit sonst, in dieser Beziehung, ein trauriges Resultat abgeben, eine Erscheinung, die leider an allen Badeorten dieselbe ist. —


Stadt-
bücherei
Elbing

XXXXII



Stahlstich von J. G. Martini, Rudolstadt

DIE GROSSE BRÜCKE ÜBER DEN SCHUYLKILL
bey Philadelphia, Ver: Staaten.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

XLII. Die grosse Brücke über den Schuylkill und Fair-Mount-Water-Works bei Philadelphia.

Philadelphia, die Hauptstadt Pennsylvaniens, ist an Pracht, Reichthum und Größe die erste der Union. Die Stadt liegt 2 Stunden über den Zusammenfluß des Schuylkill mit dem Delaware, in der gabelförmigen Ebene, welche diese beiden Ströme bilden. Hundert und zwanzig englische Meilen vom Meere entfernt, hat der Delawarestrom hier doch noch eine Breite von einer halben Stunde, und die für große Seeschiffe bis zu 1200 Tonnen Tracht nöthige beträchtliche Tiefe. Philadelphia genießt dadurch alle Vortheile einer Seestadt. Es wird jährlich von 600 Seeschiffen besucht, und Eisenbahnen und Kanäle strecken sich von hier in allen Richtungen aus und machen Philadelphia, das stets Hauptsitz der transatlantischen Kunst und Gelehrsamkeit war, zugleich zu einer Metropole der Industrie und des Handels. In dieser letzten Beziehung hat nur New-York noch den Vorrang.

Die Gründung der Stadt geschah von William Penn, dem Stifter der Sekte der Quäker, im Jahre 1682, durch die Erbauung von 80 Häusern. Hundert Jahre darauf zählte der Ort 6000 Häuser und 40,000 Bewohner. Die Zahl jener war 1830 auf 30,000, die der Bevölkerung auf 170,000 angewachsen. Jetzt bedeckt Philadelphia mit seinen Vorstädten die ganze Ebene zwischen dem Delaware und Schuylkill, und große Strecken jenseits des letztern Stromes in einer Länge von vier und einer Breite von drei englischen Meilen. Die Gesammtzahl der Wohnungen übersteigt 34,000, die ihrer Bewohner 200,000. Die alte Welt bietet kein Beispiel solchen Gedeihens eines Orts in so kurzem Zeitraum, und auch die neue hat nur ein zweites gleicher Größe an New-York aufzuweisen.

Penn's herrliche Stadt ist in 300 schnurgeraden Straßen angelegt, welche sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen rechtwinklich durchschneiden. Einige und 50 Hauptstraßen haben jede eine Länge von 2 und 3 Meilen, bei 80 bis 115 Fuß Breite. Alle sind mit 10 – 16 Fuß breiten erhöheten Trottoirs für die Fußgänger zu beiden Seiten der Häuser versehen, und diese, nach dem Fahrwege zu, mit Bäumen bepflanzt, welche den Wandelnden Schatten und Schutz gegen Regen und Sonne gewähren. Nirgends beleidigt das Auge öffentliche Unsauberkeit, nirgends der Anblick des menschlichen Elends und der Verworfenheit in faullenzenden Bettlern, oder in ekelhaften Kranken und Krüppeln, in flehenden Greisen und Kindern; nirgends auch wird das Gefühl des Mannes durch umherschleichende, lungernde Schergen der Gewalt und buntfarbige Zwingknechte niedergebeugt, oder empört. Bürgerlicher Gemeinsinn und Achtung vor dem Gesetze, das all geachtet wird, weil es von Allen ausgeht, und Allen gerecht wird, — schaffen

hier ohne Polizeistock das Wunder der öffentlichen Ordnung. — Gemein- und Bürgersinn, jener allen edeln Menschen in der alten so gut wie in der neuen Welt innewohnende (aber dort in Fesseln verkrüppelnde, hier frei wirkende) Drang, Gemeinnütziges zu schaffen in dem größern, gesellschaftlichen Kreise, dem er angehört, haben Philadelphia mit unzähligen Anstalten zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit, zur Minderung des Elends, zur Hülfe für Arme und Leidende, zur Verschönerung und zur Bequemlichkeit des Lebens, zur Rettung aus, und zur Verhütung von Lastern, Verbrechen und Unglück geschmückt. Die prachtvollsten Gebäude, welche die Hauptstraßen und öffentlichen Plätze zieren, deuten gewöhnlich auf jene Zwecke hin und dienen dem gemeinen Wohl. Wir werden später eine Veranlassung haben, alle diese bewundernswürdigen Anstalten übersichtlich zu betrachten, und begnügen uns jetzt mit der Beschreibung der Gegenstände unsers meisterhaften Bildes.

Jene herrliche Brücke (UPPER FERRY-BRIDGE), das kühnste Werk in diesem Zweige der Baukunst, welches Amerika aufzuweisen hat, befindet sich oberhalb der Stadt, am nordöstlichen Ende derselben. Von hohen Ufern überspannt sie den hier viertehalb hundert Fuß breiten Schuylkill in einem Bogen, und Niemand kann das gewaltige Werk anstaunen, ohne zugleich ein heimliches Grauen zu fühlen. Das Gewölbe des Bogens ist nämlich so flach, daß man kaum begreifen kann, wie es fähig sey, die schwersten Lastwagen, ohne Gefahr des Einsturzes, zu tragen. Die Brücke ist bedeckt; die Bedachung aber so geschmackvoll und leicht, daß sie an imposantem Ansehen dadurch eher gewinnt als verliert. Ihre Erbauung kostete über eine Million Gulden.

Rechts von der Brücke sehen wir einen Hügel (FAIR MOUNTAIN), dessen Scheitel mit einem Pfahlwerk umgeben ist. Auf diesem befinden sich die berühmten Werke, welche ganz Philadelphia mit gesundem Trinkwasser und den wirksamsten Waffen gegen Straßenschmutz und Brand auf das reichlichste versehen; ein Werk, das an Größe, Pracht und Zweckmäßigkeit in der Welt seines Gleichen sucht.

Man stelle sich innerhalb der sichtbaren Pallisadeneinfassung jenes Hügels, der eine Höhe von 105 Fuß über den Wasserspiegel des Flusses hat, drei 16 Fuß tiefe und 175 Fuß im Durchmesser haltende Reservoirs, aus weißem Marmor, eingemauert vor, die zusammen 200 Millionen Pfund Wasser fassen. In diese wird durch Pumpwerke, welche die Kraft des gestaueten Flusses treibt, das treffliche Wasser des silberhellen Schuylkill gehoben und von da in die Stadt in gußeisernen und zinnernen Röhren, welche zusammen eine Länge von 30 englischen Meilen haben, nicht allein zur Versorgung aller öffentlichen Brunnen geleitet, sondern auch in jedes Stockwerk jedes einzelnen Hauses, so daß mindestens jede Familie eigenes springendes Wasser besitzt. — Aber dieß ist noch nicht die ganze Wirkung der vortrefflichen Anstalt. Besondere Kanäle versorgen die Vorrichtungen, mittels welcher täglich das Abwaschen der Straßen der Stadt geschieht, und andere halten Röhren gefüllt, welche in von Strecke zu Strecke auf allen Straßen stehenden kurzen Pfeilern verborgen sind. In diesen Pfeilern befinden sich zugleich Schläuche mit Schrauben aufbewahrt, welche man bei ausbrechendem Brand sofort an die Wasserröhre, die mit einem Hahn versehen ist, befestigt, nachher den Hahn öffnet, und dadurch augenblicklich einen ununterbrochenen Wasserstrahl, der sich 80 Fuß hoch erhebt, als wirksamstes Löschmittel zur Verfügung erhält. Größeres Brandunglück ist, seitdem diese musterhafte Anstalt besteht, von Philadelphia gänzlich fern gehalten worden.



XXXXIII



E. Grünewald. sc.

LA VALETTA
(MALTA)

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr: Instituts in Hildburghausen.

XLIII. Malta — La Valetta.

Aus des mittelländischen Meeres weitem Becken, zwischen Sicilien und Afrika, erheben sich, dicht nebeneinander, drei mit steilen, großentheils unzugänglichen Felsengestaden umgürtete Inseln. Die südlichste, und zugleich die größte, ist Malta; Gozzo und Comino heißen die kleinern. Diese Eilande waren ursprünglich unfruchtbare, von Vegetation fast ganz entblößte, nackte Felsen; die wunderthätige Kraft des menschlichen Fleißes hat sie in die fruchtbarsten, reizendsten Gärten umgeschaffen, und sie in den bevölkertsten Fleck auf der Erde verwandelt. Jeder Zollbreit Boden ist hier benutzt. Die Oberfläche der Felsen hat man zerschlagen und geebnet, Erde von Sicilien und Afrika geholt und aufgeschüttet, die so gewonnenen Felder mit Mauern vor dem Wegspülen geschützt; — beispiellos war die Anstrengung, beispiellos auch der Erfolg. Es bringen diese Felsen jetzt alle Erzeugnisse des südlichen Europa's und Nordafrika's, Obst, Gemüße, Baumwolle, Zuckerrohr in größter Vollkommenheit hervor. Getreide gedeiht vortrefflich; indeß reicht es nicht hin für die dichte Bevölkerung, und das Fehlende wird aus Sicilien eingeführt. Die Südfrüchte sind so köstlich, daß sie selbst nach Genua und Livorno, also dahin verfahren werden, wo sie in großer Güte wachsen. Von dem herrlichsten Klima begünstigt, — es friert hier nie und kühlende Seewinde schützen vor allzu großer Hitze — blühen selbst die Blumen hier weit geruchreicher und üppiger als in Europa; die Rosen von Malta waren schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es; aber ihr Mangel wird wenig gefühlt, denn selbst im strengsten Winter weht hier Frühlingsluft, und Zimmerheizung ist ein unbekanntes Bedürfniß. Bauholz aber führt man von der afrikanischen und sicilischen Küste reichlich herbei. Die Einwohnerzahl auf den 3 Inseln übersteigt gegenwärtig 120,000, wovon 95,000 auf Malta kommen; gewiß eine ungeheuere Zahl für einen Raum von nicht ganz 8 Geviertmeilen und die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs an Dichtigkeit fünfmal übertreffend.

Die Colonisirung dieser einsamen Eilande reicht in die graueste Frühzeit der Geschichte. Ihre vortheilhafte Lage für den Handel im Mittelpunkt der das mittelländische Meer begrenzenden Länder veranlaßte schon 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung Kaufleute aus Tyrus, auf ihnen Faktoreien und Niederlagen zu gründen, von wo aus sie die Küstenmärkte Afrika's und Sicilien's versorgten. Aehnlicher Handelszwecke wegen ließen sich später Griechen, besonders Jonier hier nieder. Unter Carthago's Herrschaft, 400 Jahre vor Christo, hob sich Cultur und Bevölkerung

sehr; Malta wurde ein Waffenplatz und eine Hauptstütze carthaginensischer Macht im mittelländischen Meere. Als aber diese nach langem Kampfe mit den Römern unterlag, kam Malta (216 v. C.) in die Hände der letztern; und nach dem Verfall des Römerreichs im Westen beherrschte Byzanz es bis 818.

In diesem Jahre fiel Malta den Zerstörern des römischen Ostreiches, den Arabern, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung zur Beute. Den größeren Theil der phönizisch-griechisch-römischen Bevölkerung fraß das Schwert der Eroberer; der Rest wanderte in die Sklaverei. Araber kolonisirten die Inseln von neuem und dieser Volksstamm bildet, mit Italienern und Neugriechen vermischt, die Masse der heutigen Bevölkerung. Die Malteser reden eine aus dem Italienischen und Arabischen zusammengesetzte Mundart, sind kühne Seefahrer, geschickte, schlaue Handelsleute; und sie bebauen mit unermüdlicher Anstrengung den Boden. Seit 1130, als die Herrschaft des Halbmondes vor der Fahne des Kreuzes sank, bekennen sie sich zur katholischen Religion. 1530 schenkte Kaiser Karl V. Malta und die kleinern Inseln den Johanniterrittern, nachdem diese in ihren Kämpfen mit den Türken alle ihre Besitzungen im Mittelländischen Meere, Rhodus, Cypern und Candia, verloren hatten, unter der Bedingung, einen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen und die Seeräuberei der Arabeskenstaaten im Mittelländischen Meere zu vertilgen. Von dieser Zeit an wurden jenes Ordens Glieder Malteserritter genannt und La Valetta, Malta's Hauptstadt, die Residenz des Großmeisters und der Hauptsitz ihrer Macht. — Den steten Angriffen der Türken ausgesetzt, die mehrmals ihre ganze Seemacht gegen Malta führten, nöthigte dieß den Orden, nicht bloß La Valetta, sondern auch andere zugängliche Punkte der Inseln auf jede erdenkliche Weise zu befestigen. Zwei Jahrhunderte lang widmete man dem Zwecke, diesen Hauptsitz des kriegerischen Ordens unüberwindlich zu machen, unermeßliche Summen, die aus den durch ganz Europa zerstreuten Besitzungen der Ritter hierher strömten. Am bewundernswürdigsten sind die ganz in den Felsen eingehauenen Werke von La Valetta. Bei entschlossener Abwehr ist der Platz durch Waffengewalt nicht zu nehmen. An ihnen brach sich die Gesammtmacht der Türken mehre Male; ihre heldenmüthige Vertheidigung im Jahre 1565 gegen den furchtbaren Suleiman gehört unter die schönsten Großthaten des 16. Jahrhunderts. Mit Erfolg kämpften die Malteser fort und fort den Kampf gegen Ungläubige und Seeräuber bis 1760. Um diese Zeit verloren sie ihre ganze Seemacht in unglücklichen Auszügen; sie sahen sich in der Gefahr von den Türken ausgehungert zu werden. In so kritischer Lage sprachen sie Frankreichs Vermittlung an. Eine Art von Vertrag kam zu Stande, welcher den unausgesetzten Türkenkampf fortan in eine Spiegelfechterei verwandelte. Die Heerfahrten der Ritter beschränkten sich nun auf bloße Auszüge; die That war zu Schein geworden und der kriegerische Geist des Ordens ging nothwendig dabei unter. Das Institut hatte sich überlebt, sein ursprüngliches Ziel war von der Zeit und Civilisation ihm entrückt worden, sein Verfall unvermeidlich. Im letzten Stadium seines Bestehens war es nur noch eine Versorgungs-

anstalt für adeliche Müßiggänger, die keine andere ritterliche Probe zu bestehen hatten als — die Ahnenprobe.. So ausgeartet traf den Orden der Sturm der französischen Revolution. Er, vor dem so vieles Morsche und Veraltete in Trümmer fiel, stürzte auch diesen hohlen Baum nieder. Die großen Besitzungen des Ordens in Frankreich wurden Nationalgut. Die in Deutschland, Ungarn, Italien, Spanien fielen etwas später, bei günstiger Gelegenheit, den Fürsten zur Beute; den Hauptsitz selbst, Malta, nahm 1798 Bonaparte, auf seinem Zuge nach Egypten, verrätherischer Weise ohne Widerstand weg; er vertrieb die Ritter, die seitdem und bis auf die neueste Zeit, mehrmals versucht haben, wieder einen Vereinigungspunkt (in Catania in Sicilien, in Ferrara, in Spanien rc.) zu finden. — Bonaparte ließ in Malta eine starke Besatzung zurück; aber schon 1800 mußte sie sich, völlig ausgehungert, der belagernden englischen Flotte ergeben, und der brittische Dreizack wurde im Besitz der Inselgruppe durch den Pariser Frieden von 1814 bestätigt. Jetzt ist Malta (mit Gibraltar und den Jonischen Inseln) der Hauptpfeiler, auf den sich die stolze Herrschaft der Engländer im Mittelländischen Meere stützt. — Es ist der Schutz- und Sammelplatz seiner Flotten in diesen Gewässern, und auf den unbezwinglichen Felsen hat es die unermeßlichen Vorräthe an Waffen, Munition und Mundbedarf aufgespeichert, welche es zur nachdrücklichen Führung eines Krieges, wenn ein solcher in diesen Gegenden je nöthig würde, bedarf. Es unterhält eine Besatzung von 6000 Mann Kerntruppen, welche, vereint mit den Garnisonen in Gibraltar und Corfu, ein kampffertiges Heer von 20,000 Mann abgeben, das auf irgend einem Punkte der Küsten des Schwarzen und Mittelländischen Meeres zu jeder Zeit auf Englands Wink gegenwärtig seyn kann — eine Macht, groß genug, um das Gewicht des brittischen Einflusses im Orient und im Süden von Europa bei allen bedeutenden Fragen geltend zu machen. —

La Valetta, auf einer zwischen 2 geräumigen Häfen sich hinstreckenden Landzunge, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Pallästen und prächtigen Kirchen einen herrlichen Anblick. Malerisch erheben sich vom hohen Gestade hinter den unabsehbaren Batterien und Wällen die Reihen der Gebäude terrassenartig über einander bis zum Gipfel des Felsens. Hie und da sieht man zwischen den glänzenden stattlichen Wohnungen düstergrau das Gemäuer eines alten Werks zur Abwehr hervorragen, oder das dunkle Gestein einer Felswand. Rechts und links an den Eingängen beider Häfen steigen zu deren Schutz die bombenfesten Werke der Forts St. Elmo, Manuel und St. Angelo empor, drohenden Riesen gleich, deren Fuß auf dem Boden des Oceans zu ruhen scheint; und wirklich sind mehre Vertheidigungswerke auf Unterlagen von ungeheuern Felsblöcken errichtet, welche man zu Hunderten in die Tiefe gesenkt hat. Von der Landseite wird die Stadt, am schmalsten Ende der Landzunge, durch die uneinnehmbaren Werke des Forts Tigne vertheidigt, mit welchen noch andere, die sich über die benachbarten Höhen hinziehen, in Verbindung stehen.

Das Innere der Stadt, welche jetzt in etwa 3500 Häusern 32,000 Einwohner zählt, ist schön zu nennen; die

Straßen sind breit, mit schwarzer Lava zierlich gepflastert, und, namentlich in denen nahe am Hafen, mit stattlichen Gebäuden besetzt. Die merkwürdigsten derselben sind der vormalige Pallast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brittischen Gouverneurs; die Palläste der 7 Zeugen, das große Hospital, das Rathhaus, die Kathedrale, die Sternwarte; vor Allen aber das Arsenal (ADMIRALITY), mit den dazu gehörigen außerordentlich großen Munitions- und Mundvorrathshäusern, letztere meist neu, seit der Besitznahme der Engländer, errichtet. Sehr sehenswerth sind auch mehre dem Handel gewidmete Anstalten: die Börse, das Lazareth ꝛc.; diese vermehren und erweitern sich in dem Maße, als der Verkehr zunimmt; denn La Valetta ist den Engländern in neuester Zeit ein Hauptmarkt für die Nordküste Afrika's und die westlichen Provinzen des türkischen Asiens geworden und eine Menge der größten Häuser Londons und Liverpools haben hier Niederlagen und Contore. — Weise hat die englische Regierung dem Verkehr alle Fesseln abgenommen und La Valetta schon seit 1814 zum Freihafen erklärt. Auch die Industrie wird auf alle Weise begünstigt. Ihr fruchtbarster Zweig ist die Baumwollenmanufaktur, deren Export jährlich zwischen 5 und 600,000 Gulden beträgt. Die jährliche Gesammtausfuhr Malta's ist 1½ Million Gulden an eigenen Erzeugnissen; fast achtmal so viel aber an Fabrikaten Englands.

XLIV. Mainz.

Welch einen betäubenden Wechsel unserer schwindelnd rollenden Zeit ruft der Name Mainz in's Gedächtniß zurück! — Noch vor 40 Jahren der Sitz des ersten Kurfürsten und Erzbischofs des deutschen Reichs; dann ein Theil der untheilbaren französischen Republik; dann eine der guten Städte des gewaltigen Kaiserstaats, und endlich die Provinzialstadt eines Großherzogthums und Bundesfestung. Seltsame Dissonanzen! Aber doch nur ein paar Einzeltöne im disharmonischen Concert, dem, Zuhörer zu seyn, die Generation verdammt ist. —



MAINZ

MAYENCE

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instituts in Hildburghausen.

Mainz hat eine wunderschöne Lage. Im Garten von Deutschland, da wo der Main in den Rhein fällt, streckt es sich am linken Ufer des letztern, am Abhange eines Hügels, ½ Stunde weit den majestätischen Strom hinab. Eine 2100 Fuß lange, auf etwa 50 Schiffen ruhende Brücke führt über denselben nach dem Städtchen Cassel, — gleichsam eine Vorstadt von Mainz, welche auch, als Festung, mit ihm vereinigt ist. Mainz und Cassel haben zusammen etwa 2600 Häuser und 30,000 Einwohner, die Garnisonen nicht gerechnet. Es ist, nach Coblenz, der festeste Platz in Deutschland und ein Hauptbollwerk gegen Frankreich. —

Wenn man Mainz von seiner prächtigsten Seite sehen will, so muß man es der Stelle, an welcher unser Bild aufgenommen wurde, gegenüber, von der Mitte des Flusses aus, betrachten; aber von der neuen Anlage ist der Anblick ebenfalls äußerst reizend. Man sieht die beiden Ströme sich vereinigen, und es trägt der Vermählte das Joch der schwimmenden Schiffbrücke stolz und leicht, wie der freie Mensch das des Gesetzes trägt. Die Gebäude an dem Ufer spiegeln sich in dem klaren Wasser; hoch ragen die Thürme und Kirchen über die Stadt empor, über alle aber der majestätische Dom, welcher dem Ganzen ein Ansehen von Ehrfurcht gebietender Würde gibt. Die 6 Citadellen (die eigentliche Citadelle und der Hauptstein diesseits; Cassel, Mars, Montebello jenseits des Stroms und Petersaue auf einer Insel) und die in einem Rayon von 3½ Stunde die Festung umschließenden Außenwerke treten wenig hervor und wirken folglich nicht sehr störend auf den herzerhebenden Eindruck. —

Im Innern der Stadt muß dieser ohnehin schwinden. Mainz ist uralt; folglich winklich und unregelmäßig gebaut, mit engen, düstern Gassen und weit überhängenden Häusern. Die schönsten Gebäude sind verbaut, darum imponiren dem Auge nur wenige. Die Verwüstungen des Kriegs waren innerhalb der Stadt nicht allgemein genug, um ihren Charakter zu ändern; aber gerade hinlänglich groß, um ihn zu verstümmeln. Neues genug neben dem Alten, um widerliche Gegensätze zu bilden; auf der Brandstätte eines Pallastes aus dem Mittelalter oft nur eine buntfarbige, moderne Hütte, ohne Dauer, wie fast alle Gebilde unserer kindischen Zeit. Aber das Volk, das hier lebt, ist nicht wie seine düstern Gassen; es ist fröhlich gestimmt, hat Freude am Leben und weiß es zu genießen. Gefälligkeit und Offenheit sind hier allgemeine Tugenden. Ein glücklicher Leichtsinn — das beste Erbtheil, das ihm die Franzosenherrschaft gelassen, — hilft dem Mainzer über die Unebenheiten auf dem Pfade des Lebens hinweg, und eine reiche Natur, der sein Fleiß die köstlichsten Erzeugnisse abzugewinnen versteht, läßt den Aermsten selten an dem Nöthigen Mangel leiden.

Freisinnigkeit ist ein Grundzug von dieses Völkchens Charakter; immerhin ein guter Zug, wenn er auch noch nicht recht in's Blut gegangen ist und mehr auf der Zunge sitzt. Man kann in der deutschen Bundesfestung Unterhaltungen hören, vor denen man an andern Orten erschrecken würde. Aber es gleitet hier der Unmuth

gar harmlos über die beweglichen Lippen, und wenn der Grundsatz LAISSEZ PARLER (der, beiläufig gesagt, überall besser ist, als der entgegengesetzte) ein gefahrloser seyn kann, so ist er's gewiß hier. Die neueste Zeitgeschichte belegt es.

In Mainz, der Wiege jener Kunst, die der armen Menschheit eine bessere Zukunft verbürgt, war von jeher viel Sinn für Literatur und Kunst, der sich sogar tief in's Land, besonders am Rhein hin verbreitet hat. Dieser Geist ist noch nicht erloschen, obschon die Mittel, ihn zu pflegen, unter manchen ungünstigen Verhältnissen der Gegenwart wohl geringer geworden sind; denn, daß die Verarmung fortschreitet, leugnet niemand. Gemäldesammlungen, Bibliotheken, Naturalienkabinette, Sammlungen von Alterthümern, gibt es hier öffentliche, mehre noch und darunter bedeutende unter den Bürgern. Das neue Schauspielhaus, auf Aktien errichtet, ist eins der schönsten in Deutschland. Auch Vereine bestehen zur gemeinschaftlichen Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die Industrie blüht, denn der Fleiß hat hier seine Wohnung. Die Fabriken von Wagen, Regenschirmen, Meubeln, lakirten Blechen, Seife rc. sind bedeutend. Der Weinhandel ist ein großer Geschäftszweig; er beschäftigt ein Kapital von mehren Millionen. Auch die Schifffahrt blüht, und der Freihafen, mit den für dort günstigen Zollverhältnissen der Gegenwart, sichern dem Platz einen sehr lebhaften Speditionshandel, der viele Gewerbe unterstützt. — In Beziehung auf den Verkehr hat Mainz gewiß gegen sonst gewonnen, und wenn man dort so häufig Menschen aufstößt, die den Verlust besserer Tage betrauern: — in dem Stande des Kaufmanns gibt's gewiß deren, die mit Recht klagen, nur wenige*).

XLV. Tempe in Griechenland.

In der an Naturschönheiten reichen Landschaft Griechenlands, in Thessalien, 6 Stunden unterhalb Larissa, drängt sich der Peneus mit silberklarem Strome durch eine — den hohen Olympos und den Ossa — scheidende Felsenschlucht. Diese, ein etwa 2 Stunden langes und in der Breite von 100 bis zu 2000 Fuß wechselndes Defilee bildend, durch das sich der einzige fahrbare Weg zwischen Thessalien und Macedonien windet,

*) Die größte Zierde von Mainz, seinen herrlichen Dom, betrachten wir später in einem besonderen Bilde.



XXXXVII



Grünewald direx.

LA VALLÉE TEMPÉ
en Grèce

DAS TEMPE – THAL
in Griechenland

TEMPE


Stadt-
bücherei
Elbing

XXXXV



BRIEG

im der Schweiz.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

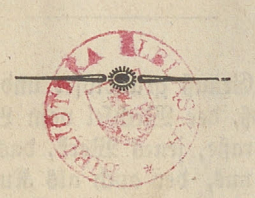

Stadt-
bücherei
Elbing

ist das weltberühmte Tempe, dessen Schönheiten die Schriftsteller des Alterthums begeisterte. — „Die Natur," sagt Aelian, „hat dieses Thal mit unvergleichlichen Reizen geschmückt; Epheu windet sich, gleich Weinreben, die hohen Bäume hinan, welche die Ufer des lieblichen Stromes beschatten, und bekleidet die schroffen Felsen. Lauben von Lorbeergebüschen, romantische Grotten und liebliche Hayne von Cypressen, Platanen, Pappeln und Eichen gewähren dem Wanderer zur Sommerszeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche frische Quellen bieten ihm stärkendes Labsal, während die melodischen Stimmen der Vögel durch ihren Gesang ihn erfreuen. Auf dem sanft fließenden Strome schifft man im kühlen Schatten der überhängenden Zweige, umweht vom Weihrauchdufte, der rings von den Altären der Opfernden emporsteigt!" — Die Altäre sind verschwunden; die Götter Homer's bewohnen nicht mehr den vielgipflichen Olympos; der Schnee auf seinen Höhen, der sich sonst in den Palast des Zeus verwandelte vor dem umflorten Auge der Sterblichen und sie zu heiliger Begeisterung entflammte: er bleibt Schnee und der Wanderer, der ihm naht, friert; aber die Schönheiten der Natur im Thale an seinem Fuße sind Wahrheit. Darum gehören sie nicht ausschließlich einer Zeit und einem Glauben; sie erfreuen und entzücken in der Gegenwart noch, und Tempe, wenn auch von der verschönernden Idee entkleidet, bleibt für immer eins der lieblichsten Plätzchen der Erde.

XLVI. Briegg, an der Simplonstrasse, in der Schweiz.

Alle Alpenstraßen bieten dem Reisenden den Genuß grandioser und reizender Naturscenen in Fülle dar; auf keiner indeß ist die Mannichfaltigkeit derselben so groß, der Wechsel vom Lieblichen und Gemüthlichen zum Erhabenen und Erschütternden so reich als auf der Simplonstraße, jenes Werk, das unter allen Napoleon's seinen Riesengeist am würdigsten bezeichnet. — Der Stahlstich vor uns, der auch als Kunstwerk ungewöhnlichen Werth hat, versinnlicht von jenen Naturscenen eine der schönsten. — Wenn man von Genf her auf der Simplon-Straße, die sich bald rechts, bald links vom Strome im Rhonethal aufwärts windet, die Bäder von Leuk passirt hat, gelangt man nach Visp. Hier öffnet sich eine der schauerlichsten Aussichten das Visperthal hinauf, welches, an 3 Stunden lang, enge an

seiner Mündung, sich weiter hinauf erweitert und rund um mit von ewigem Schnee bedeckten Alphörnern eingefaßt ist, die in den seltsamsten Gestalten zum Himmelsgewölbe sich emporthürmen. Darunter sind einige der höchsten Kegel der Alpen: der Fletschhorn, der Matterhorn, der Cervin und der Montrosa. Von ihren Häuptern senken sich strahlende Gletscher in die Tiefe des Thals hinab, und aus ihnen brausen oder stürzen in Kaskaden zahllose Gießbäche hervor, welche, vereint, den Visp bilden, der sich da, wo ihn die Simplonstraße überschreitet, in die Rhone stürzt. Seine Wassermasse ist größer als die der Rhone selbst. Von Visp geht der Heerweg an hohen Felswänden und nahen Gletschern vorbei über die furchtbar tobende Gamsa, bei deren Brücke die Ueberreste eines Römerkastells, einst Schutz gebend gegen die, die höchsten Alpenthäler bewohnenden, unbezwinglichen Viberier, die Aufmerksamkeit fesseln. Man erreicht Glits, einen kleinen Flecken und Poststation. Gleich hinter diesem Ort, der zwischen Strom und Felswand eingeklemmt ist, wird das Rhonethal plötzlich weit und es bildet einen fast zirkelrunden Kessel von wunderbarer Schönheit; denn das liebliche Thal, in welchem, zwischen den üppigsten Feldern und Matten, Meiereien, Dörfer und Flecken malerisch liegen und in dem die Flora Italiens und alle Erzeugnisse eines südlichen Himmels vortrefflich gedeihen, ist mit Bergriesen umschlossen, auf deren breiten Rücken sich ewige Schneewüsten lagern; traulich wohnt da das üppigste, freudigste Leben neben Erstarrung und Tod! Einen der angenehmsten Blicke in dieser Landschaft gewährt der Flecken Briegg, der, zwischen Obsthainen versteckt, die Mitte des Thals einnimmt. Von da geht das Zickzack-Aufklimmen der von der Rhone sich wegwendenden Straße zum Nacken des Simplon an, welcher in schauerlicher Majestät vor den Füßen des Wanderers zu den Wolken steigt. Ungern verläßt dieser die schöne Landschaft, bald nimmt ihn die höhere Alpenregion auf, und die Natur, von Liebreiz entkleidet, tritt ihm entgegen in den ernstesten, erhabensten Gestalten.



Inhaltsverzeichnis

des ersten Bandes.

46 Ansichten und Beschreibungen von:



